

# Monatshefte

FÜR DEUTSCHEN UNTERRICHT,  
DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Official Organ of the German Section of the Modern Language  
Association of the Central West and South

---

Volume XL

October, 1948

Number 6

---

## EIN DENKMAL DES EWIGEN DEUTSCHLANDS: ALBRECHT HAUSHOFERS „MOABITER SONETTE“

FELIX MARTIN WASSERMANN  
*Southwestern College*

Zu den wichtigsten Zeugnissen des geistigen und politischen Widerstands der deutschen Oberschicht gegen das nationalsozialistische Regime gehören die 79 Sonette, die bei Albrecht Haushofer gefunden wurden, als er von der Gestapo als eines ihrer letzten Opfer ermordet wurde. Entstanden in einer Zelle des Moabiter Gefängnisses stellen sie das letzte Vermächtnis eines Mannes dar, der in den 42 Jahren seines Lebens eine beträchtliche Reihe von größeren und kleineren Werken als Geograph, politischer Schriftsteller und Dichter hinterlassen hat. Man möchte die *Moabiter Sonette* ein dichterisches Gegenstück zu den Tagebüchern Ulrichs von Hassel nennen, einem Denkmal der gleichen Haltung und des gleichen tragisch gescheiterten Versuchs Deutschland von Hitler zu befreien, bevor es zu spät zum Wiederaufbau war.

Nicht umsonst gilt eines der eindrucksvollsten Sonette (73) dem Boethius,

... „der dem römischen Senat  
im Gotensturm die Würde streng erhielt.“

Auch Haushofers Sonette sind eine *Consolatio Philosophiae*, geschrieben von einem Mann, den „gleiches Los auf gleiche Bahnen führt.“ Sie sind ein Rückblick und eine Rechenschaftsablegung. Sie sprechen von seinem Leben und von seiner Zeit und Umwelt, von seinem Denken, Forschen und Reisen, von Freundschaft und Liebe, von einem „gelebten Leben“ der Forschung und der Tat (68):

„An Meer und Ländern hab ich viel durchstreift,  
hab gleich Odysseus in bewegten Jahren  
von Menschenart und Menschenleid erfahren,  
allmählich ist mein Bild der Welt gereift.“

Andere Sonette gelten seiner Familie, dem Vater, der Mutter und dem jüngeren Bruder, der mit der Scholle verbunden, gegenüber dem Wanderer das Ideal der Stetigkeit vertritt. Ein letzter Abschied an die Mutter, die ihm zusammen mit dem Vater bald freiwillig in den Tod folgen sollte, sind die Worte:

„Ich sehe Dich in einer Kerze Licht  
im Rahmen einer dunklen Pforte stehn.  
Du spürst die Kühle von den Bergen wehn.  
Du frierst ja, Mutter . . . dennoch weichst Du nicht.

Du schaust mir nach, der in die Nacht enteilt,  
in dunklen Schicksals ungewisse Frist,  
mit einem Lächeln, das nur Weinen ist,  
mit einem Schmerz, den kein Vertrauen heilt.

Ich sehe Dich in Deiner Liebe Licht  
im Zittern Deiner weißen Haare stehn.  
Du spürst die große, dunkle Kühle wehn —  
und langsam, langsam senkt sich Dein Gesicht.  
Noch immer leuchtet fern der Kerze Schein —  
Du frierst ja, Mutter . . . Mutter — geh hinein . . . “

Besonders wichtig sind die beiden Sonette, die der Auseinandersetzung mit dem Vater dienen, einer der markantesten deutschen Persönlichkeiten der Zeit. Niemand hat besser als der Sohn die Tragik des Geopolitikers Karl Haushofer gesehen, der so viel wußte und voraussah und doch, wie so manche seiner Art, im Augenblick der Entscheidung blind war (33):

„Es lag einmal in seines Willens Kraft  
den Dämon heimzustoßen in die Haft.  
Mein Vater hat das Siegel aufgebrochen,  
Den Hauch des Bösen hat er nicht gesehn.  
Den Dämon ließ er in die Welt entwehn.“

Lange war der Vater sein Vorbild, auch in der anfänglichen Mitarbeit mit dem nationalistischen Regime. Aber später mußten sich die Wege trennen, als Albrecht „wie die Maske das Gesicht“ (34) zu sehen begann und aus dem Freund von Rudolf Hess zum Warner und Gegner wurde (33):

„Mein Vater war noch blind vom Traum der Macht.  
Ich hab die ganze Not vorausempfunden:  
Zerstörung, Brand und Hunger, Tod und Wunden,  
Das ganze Grausen solcher Teufelsnacht.“

Gemeinsam mit dem Vater ist ihm die enge Verbundenheit mit der Natur der heimatlichen Berge mit den „silbergrauen Wänden“ (32), wie auch die Fähigkeit des echten Geographen den Geist fremder Länder und Landschaften zu deuten. Die Weltreise klingt nach in den Erinnerungen an den Nil und den Mississippi, an Rußland und Indien. Am großartigsten sind Geograph und Dichter eins geworden in den Sonetten auf Jan Mayen (87) und auf Miyajima (78): Jan Mayen, die großartig urweltliche Insel am Ende der Welt, Wohnsitz und Kampfstätte der Urelemente Feuer und Eis; Miyajima, die liebliche Tempelinsel in der japanischen Inlandsee, wo Mensch und Natur sich seit tausend Jahren durchdringen. In beiden Gedichten hat Haushofer hinter der physischen Erscheinung die Seele der Landschaft zum Sprechen gebracht und die Götter, die in ihr wohnen:

## Miyajima

Ein Tempeltor, durch das die Wasser ziehn,  
am Strand geschwungner Steinlaternen Reihe,  
uralter Kiefern leis durchrauschte Weihe  
und Rehe, die vor keinem Menschen fliehn.

An plätscherndem Gewässer steigt empor  
dem Land ein Pfad von Stufen, im Verblühn  
von reichster Wildnis: Rot und Gold und Grün.  
Aus Abendwolken bricht die Sonne vor . . .

Der Gipfel-goldne Nebel ringsherum  
und Inseln ungezählt, Gebirge, Meer —  
aus lichter Tiefe schimmern Segel her. —

Du hohes Eiland, stilles Heiligtum  
in Japans blauer See, bewahre rein  
durch alle Zeiten deiner Geister Sein!

## Jan Mayen

Von Grönland wandern weiße Nebel her.  
Die Luft ist kalt und still. Gelassen gleitet  
ein Bug dahin, der leichte Wellen breitet  
auf unbewegtes, milchig blaues Meer.

Die Nebel fließen aus des Schiffes Bahn  
und öffnen plötzlich ungeheure Sicht.  
Umspielt von Schleiern, hebt sich hoch an Licht  
verläßner Insel mächtiger Vulkan.

An seinen Flanken strömen Gletscher nieder,  
und wenn es heiß aus dunkler Tiefe stöhnt,  
dann kllirrt sein heller Mantel, birst und dröhnt  
im Sturz ins Meer. Dann ruht der Riese wieder,  
als ob er ganz in Eises Banden schlief, —  
und nichts mehr glüht und wühlt in seiner Tiefe.

Als ein Erbe der deutschen humanistischen Tradition ist Haushofer zuhause bei vielen Völkern und Zeiten. Neben den politischen Aufgaben der deutschen Gegenwart steht die Hinterlassenschaft von zwei Jahrtausenden abendländischer Kultur. Die großen Werke der Kunst sind dem Dichter gegenwärtig als Kräfte des Lebens und als Sinnbilder, vor allem das Dreigestirn der drei nordischen Meister Grünewald (28), Beethoven (29) und Van Gogh (18). Das eigene Schicksal wie das seines Volkes und seiner Zeit erscheinen ihm in Van Goghs *Gefangenenhof*, jedem unvergeßlich, der es einmal im Museum der Modernen Kunst in Moskau gesehen. Beethovens Sonate in B-moll ist das Motiv eines anderen Sonetts (29):

„Der so geschrieben, war ein tauber Mann.“

Das Sonett *Qui Resurrexit* (24), das dem Auferstandenen des Isenheimer Altars gilt, ist einer der wenigen gelungenen Versuche, in der Dichtung den Eindruck eines großen Kunstwerks wiederzugeben:

„Nicht Menschenhand allein hat so gemalt.  
 Dem Grabesdunkel schwerelos entschwebend,  
 Das Haupt mit goldnem Leuchten rings umwebend,  
 von allen Farben meisterhaft umstrahlt,  
 noch immer Wesen, dennoch grenzenlos,  
 fährt Gottes Sohn empor zu Gottes Schoß.“

Die Sonette sind durchdrungen von einem Grundton des Pessimismus und der Resignation, so bezeichnend für viele von Haushofers Mitkämpfern, einer der Hauptgründe für den Zusammenbruch der deutschen Widerstandsbewegung, wie die veröffentlichten Dokumente nur zu deutlich zeigen. Es ist die Haltung einer Generation, die sich als Kämpfer auf verlorenem Posten sieht, mit Spenglers „Optimismus wäre Feigheit“ als Parole, mit dem Gefühl des Zu Spät und der versäumten Gelegenheiten, mit der unerfüllten Sehnsucht des Skeptikers nach einem richtunggebenden Glauben (33):

„Ein müdes Auge sucht nach einem Stern.“

Die Sonette sind das Werk eines Mannes, der mit den äußeren Hoffnungen abgeschlossen hat, der wie ein „Wanderer zwischen beiden Welten“ an der Pforte eines anderen Daseins auf die Taten und Wünsche seines Lebens zurückblickt. Es ist die Tragödie eines Forschers und Denkers, der zugleich ein Täter sein will, und wie die andern seiner Gruppe zu viel überlegt, plant und bedenkt, und schließlich versagt, weil moralische und kulturelle Verfeinerung ihm das sichere Handeln des unkompliziert brutalen Tatmenschen unmöglich machen in dem von Jakob Burckhardt vorausgeahnten Zeitalters der terribles simplificateurs. Nun, wo es zu spät ist, wo er sich fühlt (89)

„Wie einer, der gebunden an ein Boot  
 den Niagara rauschen hört,“

kommt immer wieder die Frage nach Schuld und Schicksal, unauflösbar verschlungen die eigene wie die des ganzen Volkes und der ganzen Zeit.

In diesem immer wieder aufgenommenen Grübeln über das, was hätte sein können und was hätte sein müssen, steht Haushofer für die ganze deutsche Führerschicht, die, zulange blind, nun zu spät versuchen will, die rollende Lawine aufzuhalten (22):

„Ein Heer von grauen Ratten frißt im Land“  
 und (19):

„Der Wahn allein war Herr in diesem Land.  
 In Leichensteinen schließt sein stolzer Lauf,  
 Und Elend, unermessbar, steigt herauf.“

Albrecht Haushofer sah es früh und warnte vor der Zukunft, als es noch Zeit schien das Verhängnis aufzuhalten; aber die Freunde und der Vater wollten nichts sehen und hören (69):

„Kassandra hat man mich im Amt genannt,  
 weil ich, der Seherin von Troja gleich,

die ganze Todesnot von Volk und Reich  
durch bittre Jahre schon vorausgekannt.

So sehr man sonst mein hohes Wissen pries,  
von meinem Warnen wollte keiner hören,  
sie zürnten, weil ich wagte sie zu stören,  
wenn ich beschwörend in die Zukunft wies.

Mit vollen Segeln jagten sie das Boot  
im Sturm hinein in klippenreiche Sunde,  
mit Jubelton verfrühter Siegeskunde –

nun scheitern sie – und wir. In letzter Not  
versuchter Griff zum Steuer ist mißlungen.  
Jetzt warten sie, bis uns die See verschlungen.“

Und doch scheint es ihm jetzt, wo er Rechenschaft für sein ganzes Leben gibt, daß er mit dem Warnen allein nicht seine Pflicht gegenüber seinem Volk erfüllte. In der tiefen Ironie des Sonetts, das sich mit der Anklage des Volksgerichtshofs gegen seinen angeblichen Verrat befaßt, heißt es (48):

„Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt,  
ich mußte früher meine Pflicht erkennen,  
ich mußte schärfer Unheil Unheil nennen . . .  
Ich hab mich selbst und andere belogen –  
Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn –  
ich hab gewarnt – nicht hart genug und klar:  
Und heute weiß ich, daß ich schuldig war.“

Hinter dem persönlichen Schicksal steht die Tragödie Deutschlands und Europas, das Zerbrechen der abendländischen Welt, der „Untergang des Abendlands“. In dieser gesamteuropäischen Schau ist Haushofer ein Erbe der konservativen und humanistischen Tradition, deren wesentliche Bedeutung so oft von Deutschlands inneren und äußeren Feinden vergessen worden ist. Deutschland ist das Kampffeld zwischen West und Ost, durch das Versagen des Volkes und seiner Führung. Es ist das alte tragische Motiv von Hybris und Nemesis (55):

„Man hört so leicht von fremden Untergängen,  
Wie trägt man schwer des eignen Volkes Fall . . .  
Daß dieses Volk die Siege nicht ertrug –  
Die Mühlen Gottes haben schnell gemahlen.  
Wie furchtbar muß es nun den Rausch bezahlen.“

Die Kräfte des Gewordenen kämpfen einen vergeblichen Kampf gegen die modernen Dämonen der Technik und der Massenseele, die Fundamente des totalitären Staats und des totalitären Kriegs. Es ist die Zerstörung der Kultur durch die Technik (23):

„Maschinensklaven . . . . .  
Begreift ihr, was ihr tut mit euren Spielen,  
atomzertrümmernde Raketenzünder,  
totaler Kriege schäumende Verkünder;“

und (21):

„Was in Jahrhunderten gewachsen war,  
vernichtet nun in Stunden jäh die Kraft  
gewissenlos mißbrauchter Wissenschaft.“

Die innere Hohlheit und Gefährlichkeit des politisch organisierten Massenmenschentums ist das Thema der beiden Sonette auf die Berliner Olympiade von 1936, den Höhepunkt des scheinbar wiedergeborenen Deutschlands (34 und 36):

„Man sah vor lauter Glanz die Sterne nicht ....  
Mich täuschte dieser helle Zauber nicht ....  
Ich kannte wie die Maske das Gesicht.“

Im Gegensatz zu dem nationalsozialistischen Menschentyp, der gleichsam am Rande des Dramas erscheint, den dumpfen Wächtern der Gestapo, die weder ihre Aufgabe noch ihr Schicksal kennen (19) und den Führern wie der „Hinkende“ (61) und der „Richter“ Freisler, bei dem

„eine Bombe durfte Richter sein“ (69),

stehen Haushofers Mitkämpfer und „Gefährten“ (32) die Vertreter dessen, was groß und vornehm in deutscher Art ist, die Träger der „Kräfte, die beharren und bewahren“ (49):

„Nicht einer, der des eignen Vorteile dachte ....  
Sie hatten alle Geist und Rang und Namen,  
die gleichen Ziels in diese Zelle kamen –  
und ihrer aller wartete der Strick.  
Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt.  
Dann sind's die besten Köpfe, die man hängt.“

Wie in den politisch-philosophischen Sonetten Georges, deren Einfluß bei Albrecht Haushofer wie bei allen seinen konservativ humanistischen Zeitgenossen zu spüren ist, stehen die großen Vorbilder der Gegenwart und der Vergangenheit nebeneinander, die Zeitgenossen Nansen (75) und Schweitzer (77) und die beiden Großen vom Beginn und vom Ende des Mittelalters: Boethius (73) und Thomas Morus (74). Sie alle verkörpern Haushofers eigenes Ideal, und für seine gesamteuropäische Einstellung ist es bezeichnend, daß sie vier verschiedenen Nationen entstammen. In allen erscheint dieselbe unbedingte Haltung, dieselbe Bewährung im Handeln und im Leiden – Wissen umgesetzt in die Tat –, sie alle, wie es von Nansen heißt (75), bereit:

„nur eins zu tun: der Menschen Leid zu mindern,  
zu retten und zu helfen und zu lindern.“

Für jeden von ihnen gilt (77):

„des Herzens Drang,  
das ihn zu Dienst in schlichter Güte zwang.“

Über die Jahrhunderte hinweg erscheinen Boethius und Thomas Morus als Haushofers Schicksalsgenossen: Thomas Morus noch auf dem Schaffott ironisch dem König überlegen, der den unerschütterlich Aufrechten als Verräter in den Tod schickte (74):

„Hochverrat  
hat nur der Kopf und nicht der Bart begangen;“  
Boethius,  
„der letzte, der dem römischen Senat  
im Gotensturm die Würde streng erhielt ....  
Des Todes Adel ward in ihm zur Tat.“

Immer wieder kommt das Motiv der Todesnähe und sogar der Todessehnsucht. Die Moabiter Sonette lassen uns nicht vergessen, daß sie zu der langen ruhmreichen Reihe der Dichtwerke gehören, die hinter Gefängnismauern entstanden sind. Der Gefangene verliert das Maß für die Zeit (89):

„Ich träume viel bei Nacht und viel bei Tag.  
Die Zeit ist ohne Wert. Ich kann vergessen,  
der Stunde wie der Woche Gang zu messen.“

Die primitive Routine des Gefängnislebens bei Tag und die Geräusche von der Außenwelt bei Nacht (11 und 20) verstärken das Gefühl des resignierten Wartens auf ein Schicksal, das sich nicht mehr ändern läßt, nur noch ertragen und durch stolzes und klageloses Aufsichnehmen überwunden werden kann (25):

„Bewußten Abschied hab ich oft genommen  
von allem, was das Leben Schönes bot:  
von Heimat, Werk und Liebe, Wein und Brot.“

Der einzige Trost ist das Bewußtsein der eigenen Haltung (68):

„Nun scheint im Dunkel aller Weg zu enden.  
Das Wissen liegt gebunden vor dem Streit.  
Sein bestes Erbe heißt Gelassenheit.“

Es ist wie ein Verklingen des Lebens, wo (11):

„Der Schlaf wird Wachen wie das Wachen Traum.“

Er fühlt die Nähe zum Tod und zu den Toten (39):

„Ich bin bereit zu bleiben und zu gehen ....  
Die Toten sind die tieferen Gewalten.“

Die Toten sind die Helfer und Freunde dessen, der alle irdischen Wünsche hinter sich gelassen hat (84):

„Die Toten wissen die besondern Zeichen:  
sie bleiben stumm für Seelen, die begehren,  
und stumm für Seelen, die noch nicht verehren —  
doch lassen sich die Toten gern erreichen,  
wenn man, befreit von aller Wünsche Weben,  
nur kommt, um ihnen Lebensdank zu geben.“

Es ist eine düstere Welt, die uns in diesen Sonetten entgegensieht, die Welt des deutschen Zusammenbruchs, ohne Hoffnung und man ist fast versucht zu sagen, ohne Glauben. Aber der Romantiker in Haushofer hat die Kraft in diesem Augenblick eine glückhafte Stunde der Vergangenheit zurückzurufen, um eines seiner meisterhaftesten Sonette zu gestalten, in dem die Motive der großartigen Bergnatur und der menschli-

chen Erfüllung, Lebensglück und Todessehnsucht miteinander zu einer vielfältigen Einheit verschlungen sind (88):

„Vom hohen Gipfelglück des Piz Buin  
ins Val Tuoi zog unsre Wanderspur  
durch weicher, bachdurchrauschter Almen Flur,  
durch Arvenwald hinab ins Engadin.

Ich fühlte, wie die Zeit des Glücks entrann,  
so flüchtig wie des Morgens klare Luft,  
so flüchtig, wie der Matten süßer Duft —  
ich sah zurück auf Eis und Fels und sann:

Wärs nicht ein schöner Schluß für meine Tage,  
dort oben müd in weichen Schnee zu sinken,  
zum letzten Mal der Sonne Schein zu trinken

und einzuschlafen ohne Wunsch und Klage? —  
Wir wandern fort. Ich denke still zurück  
ans Val Tuoi, an Gipfel, Tod und Glück.“

Auch in anderer Weise hilft das romantische Lebensgefühl in dieser Welt ohne Werte doch einen letzten Sinn zu sehen, die große Einheit des Lebens, die hinter aller Kreatur steht, wie es in dem Sonett auf die kleine Fliege heißt (27):

„Wir sind ja beide, Mensch und Mücke, nichts  
als kleine Schatten eines großen Lichts.“

Das ist wie ein Nachklang von Meister Eckhart. Dieselbe Idee des Makrokosmos und des Mikrokosmos, die eine so wesentliche Rolle im deutschen Denken und Fühlen durch die Jahrhunderte spielt, spricht aus dem Sonett *Kosmos* (79). Die ewige Ordnung in Natur und Weltall, gegründet auf Maß und Harmonie, ragt auf über dem hoffnungslosen Chaos der sozialen und politischen Welt:

„Ob sich in Klängen wie zu freier Wahl,  
im Keplerschen Gesetz ihr Sinn enhüllt,  
es muß wohl sein, daß diese Welt erfüllt  
geheimnisvolle Harmonie der Zahl.

In Strahl und Schwingung zu gemeßnem Spiel  
umwebt sich aller Stoff und löst sich wieder,  
und alle Formen sind gewollte Glieder  
in einem Weltgesetz, vor einem Ziel.

Wer je den großen Bau der Welt bedacht  
und fühlte nicht, wie Gottes hoher Geist  
noch über den Gesetzen wacht und kreist —

Wie blind erscheint, wer Schöpfertum verlacht!  
Wir kennen kaum den kleinsten Teil davon:  
Gesetz ist Wunder, Zahl ist Weltenton.“

Es ist natürlich, daß nicht alle diese Sonette vollendete Meisterwerke sind. Die Form des Sonetts stellt ungewöhnlich hohe Anforderungen und verlangt ein selten erreichtes Gleichgewicht von Form und Gedan-

ken, von Spannung und Ruhe. Wir müssen die äußeren und inneren Bedingungen im Auge behalten, unter denen die Moabiter Sonette entstanden sind. Die Kugel der Gestapo riß Albrecht Haushofer aus dem Leben, bevor er überall die letzte Hand anlegen konnte. Es gibt manche Strophen und sogar ganze Sonette, in denen Form und Gehalt nicht eingeworden sind, die Entwurf und Fragment geblieben sind. Und manchmal, ähnlich wie etwa in den Sonetten Wilhelm von Humboldts, kommt der Denker Haushofer dem Dichter in die Quere. Er ist zu beschwert von der Fülle der Gedanken und Reflexionen, um sie ohne Mißklang der strengen Architektur des Sonetts einzupassen. Und an einigen wenigen Stellen finden sich auch Zeilen und Worte ohne eigenes Gewicht, die nur vorläufiger Füllung dienen. Aber demgegenüber stehen andere, die vollendet in Gehalt wie in Form sich als ein würdiges Glied der großen Tradition des deutschen Sonetts von Gryphius bis George und Rilke einreihen. In den düstersten Tagen der deutschen Geschichte stehen die Moabiter Sonette, unvollendet wie wir sie haben, als ein Sinnbild und Denkmal des ewigen Erbes, dessen vergangene Größe und zukünftige Geltung unerschüttert über dem Wellental des gegenwärtigen Zusammenbruchs ragt (56):

„Wenn sich das deutsche Schicksal ganz erfüllt:  
die Herren ohne Maß nur Knechte sind  
und bleiben bis auf Kind und Kindeskind,  
wenn alles winseln wird, was heute brüllt,

wenn alles kriechen wird in Schmutz und Pein,  
und nichts mehr zeugt von echter Leidenschaft,  
dann werden mit gewaltig strenger Kraft  
die großen Toten ihre Sprecher sein.

Ein Kant, ein Bach, ein Goethe werden zeugen  
noch lange für zerstörtes Volk und Land,  
auch wenn die Menge nie den Sinn verstand.

Nie brauchen große Tote sich zu beugen  
vor Aberwitz und Schmach. Ihr Geist besteht,  
solang der Atem Gottes aus ihm weht.“



## GATTUNGSTRADITION UND NEUGESTALTUNG ANNETTE v. DROSTE-HÜLSHOFFS „DIE JUDENBUCH“

Der Dichterin zum Gedächtnis 1848 - 1948

WALTER GAUSEWITZ  
*University of Wisconsin*

Bei einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung einer jeden Kunstgattung stehen gewisse Werke als Wahrzeichen und Marksteine am Wege. Solche Werke lassen besonders klar den sich vollziehenden Gehalt- und Stilwandel erkennen, das Ringen eines umgestaltenden Schöpferturns mit der Gattungstradition. Diese konservative gattungserhaltende Macht der Tradition erhebt sich immer wieder gegen das Schöpferische, das Progressive, welches umgestaltend neue Gehalte in das überkommene Gefäß der Gattung füllt.

Von diesem Ringen und dem Wandel, der ja auf verwandten Gebieten der Wortkunst seine Parallele findet, legt *Die Judenbuche* der Annette von Droste-Hülshoff Zeugnis ab. Denn in dieser Schöpfung lassen sich traditionelle Elemente der Novelle alten Stils einerseits, andererseits die kennzeichnenden Merkmale der Novelle neuen Stils unterscheidend nachweisen. Zudem steht diese Novelle zeitlich — 1842 — gerade an der Eingangsschwelle jener fünf Dekaden, die Höchstleistungen in dieser Gattung zeitigten.

Es ist hier nicht der Ort, allen kennzeichnenden Merkmalen der beiden Typen der Novelle nachzugehen. Doch um darzutun, wie weit sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die deutsche Novelle in der *Judenbuche* von der Novelle alten Stils entfernt hat, dürfte es nicht unangebracht sein, vorerst auf Grundcharakteristisches der alten Novelle hinzuweisen. Dazu möge eine kleine Exegese der oft zitierten — und in Anwendung an die moderne Novelle oft mißbrauchten — Goetheschen Definition dienen, den Eckermannschen Gesprächen entnommen.<sup>1</sup>

Die Definition lautet bekanntlich in prägnanter Kürze: „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit.“ — Eine Begebenheit, ein Geschehnis, ist Gegenstand der Novelle, nicht der Mensch, nicht Menschencharakter, nicht typisches Schicksal eines ringenden Menschen. Es ließe sich behaupten, daß in der Novelle alten Stils der Mensch nur Apparat ist, damit ein Geschehnis vor sich gehen kann, er ist nur Träger und Rüstzeug der Begebenheit, mit dem Menschen und um ihn herum geschieht etwas, während gerade umgekehrt im Drama das Geschehen, die Begebenheit, um des Menschen, des Menschencharakters, willen, Sinn und Bedeutung hat. Man könnte sagen, um mit Fontane zu reden, „daß an einem scharfen Charakteristiker innerhalb der erzählenden Dichtung immer eine für

A. Briefzitate, bei jedem Zitat in Klammern nach Band und Seite, beziehen sich auf Kemminghausen, Karl Schulte — *Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff*, Gesamtausgabe, Jena 1944. Einsicht in diese nicht leicht zugängliche Ausgabe gratia meinem Abteilungskollegen Riegel.

B. Die Zitate aus der *Judenbuche* beziehen sich auf Band 3 von Kemminghausen *Annette von Droste-Hülshoff, Sämtliche Werke*, München 1925.

<sup>1</sup> 29. Januar 1827.

die dramatische Dichtung vorzugsweis verwendbare Kraft verloren gegangen sei.“<sup>2</sup>

Der Mensch der Novelle alten Stils hat keine Eigenexistenzberechtigung, eigentlich keine Vor- und Nachgeschichte, keine nationale Heimat, höchstens ein Kostüm. Nationalität, Abstammung, Vererbung, Milieu und Natur, mit denen der Mensch im Werden und Schicksal, Charakter und Verhalten wesentlich verbunden, spielen keine bildende und gestaltende Rolle. Die Natur dient wohl öfters als Gerüst der Begebenheit, z. B. als Naturerschütterung, wie Sturm u. dgl., oder als Hintergrundkulisse, gelegentlich dekorativ als „schöne Natur“.

Nachdruck liegt also auf dem Geschehen, wie die Bezeichnung „Novelle“ – zu deutsch „gute neue Mär“ – besagt, mit dem Zusatz „unerhört“ im Sinne von außergewöhnlich, nicht alltäglich, erstaunlich durch das Seltene, Einmalige, Unerwartete. Hierin richtete sich die Novelle alten Stils, ihrem Ursprung als Vortragskunst gemäß, an eine Zuhörerschaft, richtete sich auch *nach* ihr, war Gesellschafts- und Geselligkeitskunst. Sie bedurfte zur gehörigen Resonanz einer Kultur, eines Kultus der Gesellschaft und Geselligkeit, wie uns das beispielsweise Burckhardt darstellt.<sup>3</sup> Eine solche Gemeinschaft gleichgesinnter aristokratischer Kunstaufnahme verlangte einen Beitrag zum interessanten geselligen Zeitvertreib. Die Materie des Geschehens sollte an und für sich ohne Anstrengung spannen, ohne mühevoll Konzentrieren fesseln. Selbstverständlich war Menschenanalyse nicht Inhalt des Vorgetragenen, das eignete sich nicht zum Unterhaltungsziel der Gattung. Denn in diesem Element lag naturgemäß ein Retardierendes, ein Verweilendes einerseits, andererseits wollte man gewiß nicht durch Menschenlos und -schicksal erschüttert werden.

Dabei soll das Vorgetragene „eine sich ereignete Begebenheit“ darstellen, d. h. daß sie wirklich, oder vermutlich wirklich sich zugetragen hat, oder wenigstens im Bereich des Möglichen und Wahrscheinlichen liegt. Also nicht dichterische Erfindung – gerade darin unterschied sich die Novelle alten Stils nach Wesensart von dem Roman der Zeit – war der Boden dieser Gattung, sondern die Wiedergabe eines wirklichen Geschehnisses. Diese zur Fiktion gewordene Wiedergabe eines Wirklichen bedingt und färbt das Verhältnis des Erzählers zum Erzählten. Er ist nicht Schöpfer, sondern berichtet nur, verhält sich als Vermittelnder des sich in der physikalisch objektiven Welt Begebenden. Die Erzählung erhält den konventionellen Anschein des Berichteten.

Damit begibt sich der Erzähler auch der Vollmacht des erzählenden Gestalters, der epischen Allwissenheit, die in das Innere seiner Geschöpfe schauend, das sich in ihnen Bewegende zeichnet und darstellt. Das Geschehen spielt sich im Vordergrund, auf der Oberfläche ab, auf dem Plane des physikalisch Sichtbaren, und erfordert einfach die straffe Linie des

<sup>2</sup> Einleitung (S. 7) zu Möllhausen, Balduin *Der Leuchtturm am Michigan See u. a. Erzählungen*, Stuttgart O. J. [1882?]

<sup>3</sup> *Die Kultur der Renaissance in Italien*, Abschnitt V, 4. Kapitel.

Vorwärtsschreitens im Bericht des wirklich Geschehenen, um wirksam zu sein. Eben darin liegt die Forderung der Objektivität der Novelle und des Novellisten eigentlich organisch begründet. —

Dieser Umweg des soeben Skizzierten als Merkmal und Bestandteil der Novelle alten Stils führt zum Ziel einer Betrachtung der *Judenbuche*, vom Blickpunkt dieser Vorbedingungen aus gesehen. Denn in dieser Novelle zeichnet sich klar die Entwicklungslinie zur modernen Novelle hin — das Gestalten und Umgestalten innerhalb der Schranken einer Gattungstradition, und das Ringen über diese Schranken hinaus.

In einem Brief vom 8. Februar 1819 (1.32) schreibt Annette: „Ich möchte mich jetzt wohl einmal in Prosa versuchen, und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst; aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre?“ — Selbstverständlich, wie aus dem weiteren Zusammenhang des Briefes hervorgeht, bezieht sich diese Bemerkung nicht auf die spätere *Judenbuche*. Doch sind die hierin enthaltenden Beobachtungen von Interesse, weil sie der Dichterin Einstellung der Gattung gegenüber spiegeln, und bekunden, wie völlig sie sich im Fahrwasser der zeitgenössischen Auffassung dieses Typus der Wortkunst bewegt.

Wichtig wäre schon diese Briefstelle zu dieser Zeit (1819) als Zeugnis dafür, daß die Dichterin überhaupt ein Bewußtsein dieser noch jungen Gattung hatte. Denn das war nicht so selbstverständlich zu einer Zeit, da die Bezeichnung „Novelle“ als Terminus weder begrifflich befestigt noch dem deutschen Wortschatz gesichert war. War doch die Novelle als besondere Gattung der Epik mit charakteristischen Merkmalen erst vor kurzer Zeit neubelebt, besser gesagt, theoretisch bewußt neugewonnen worden durch das Bestreben Goethes (*Unterhaltungen*) und der Dichter und Theoretiker der Romantischen Schule.

Aus dem Gesagten läßt sich annehmen, daß, wäre die *Judenbuche* zu dieser Zeit zur Gestaltung gekommen, wir nur noch ein weiteres Beispiel der Novelle jener Zeit hätten, und die Gattung als solche wäre kaum um Zukunftmäßiges bereichert worden. Denn eine Deutung der Briefstelle läßt erkennen, Annette will sich nicht „übernehmen“, sie wagt sich nicht an Bedeutendes, sondern an eine Gattung niederen Ranges. Die Novelle, wie die Prosaepik überhaupt, spät anerkannt, kämpfte noch um ihre Berechtigung als hohe Kunst. Dabei sucht die Dichterin nach einem neuen Stoff, „der nicht schon hundertfach bearbeitet“ — worin sie mit ihrer Zeit Wesensgehalt der Novelle sah.

Erst nach rund zwanzig Jahren ist *Die Judenbuche* zur Ausführung gelangt. In der Zwischenzeit ist die Dichterin und der Stoff, den sie schon zur Zeit der zitierten Briefstelle kannte, zur künstlerischen Reife gekommen. Doch auch die Novelle als Gattung, wenn wir sie als Organismus betrachten, und das ist nicht unwichtig, hat sich inzwischen entwickelt. Gerade dieses Moment müßte auch hier hervorgehoben wer-

den, wie ja eine jede Gattung abhängig ist vom Wandel in den jeweiligen neuen Verhältnissen und dem Empfinden wechselnder Zeit- und Kultur-epochen, sowie sie auch nicht isoliert und ohne Verhältnis steht zu dem Entwicklungsgut verwandter Kunstgattungen.

Der eigentlich große Wandel ist der von der Begebenheit zum Menschen, zum inneren Menschen, hin. Diese Entwicklung läßt sich an dem Gestaltwandel der *Judenbuche* zeichnen. Vorstufe und eigentliche Vorlage als „Urjudenbuche“ ist *Die Geschichte eines Algierer Sklaven*, die Annettes Oheim von Haxthausen im Jahre 1818 für eine Zeitschrift nach Erzählungen seines Vaters zusammenstellte.<sup>4</sup> Diese Fassung des Stoffes betont ausschließlich die unerhörte Begebenheit: Mord eines Juden, Landesflucht und, als Hauptbegebenheit, – fast die Hälfte der Erzählung – das Abenteuer der Sklaverei in Algerien, Wiederkehr und Tod durch Selbstmord unter einem bestimmten Baum, der von den Volksgenossen mit einem eingeritzten Fluch versehen worden.

Dieses Unerhörte, durch Dokumente, Jahreszahlen und Örtlichkeitsangaben als wirklich sich ereignet beglaubigt, liefert nun den Stoff zu Annettes Erzählung. Zwischen dieser Materie und der endgültigen Fassung der *Judenbuche* liegt noch eine Zwischenstufe – das unausgeführte Bruchstück von der Dichterin Hand *Friedrich Mergel*, worin der Baum eine Eiche ist. Der Stoff trägt alle Eigenschaften der Novelle alten Stils in sich – eine Begebenheit, die erstaunlich ist und sich wirklich ereignet hat. Doch ist schon auf dieser Zwischenstufe der Nachdruck verschoben, und nicht auf die Begebenheit als Hauptsache, sondern auf den Menschen verlegt, was auch schon der Titel „Friedrich Mergel“ bekundet.<sup>5</sup> Denn der Titel „Friedrich Mergel“ bezieht sich auf den Menschen, den Charakter, und nicht auf die Begebenheit.

Hiermit ist der Wandel angedeutet, der sich vollzogen hat in der Novelle als Gattung vom alten zum neuen Stil hin. Dieser Wandel war ein zeitgemäß natürlicher und hat seine Parallele in der Entwicklung der verwandten Wortkunstgattungen von einer Schaudramatik zum Ideen- und Seelendrama, vom Situationslustspiel zur hohen Komödie, vom Abenteuer- zum Bildungsroman. Wie ist die Begebenheit auf den Menschen bezogen möglich? Wie verhält sich der Mensch, der innere Mensch, unter dem Drang der Geschehnisse? Dieses darzutun, führt

<sup>4</sup> *Geschichte eines Algierer Sklaven*, von A. Freiherrn von Haxthausen – *Die Wünschelrute*, Göttingen, 11 - 15 August 1818 (Abdruck in Kemminghausen *A. v. Dr. - H. Werke*, Bd. III, S. 317 ss).

<sup>5</sup> Der Titel *Die Judenbuche* stammt überhaupt nicht von der Dichterin. Ich nehme an, doch ohne Beweis, daß der Untertitel „Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen“ die einzige Überschrift war, mit der die Dichterin ihr Werk versehen, als es durch die Hand ihres lieben Schücking vorzeitig und der Dichterin unerwartet in Druck gegeben wurde. Schücking sollte dieses „Sittengemälde“ Cotta als Probe ihrer Prosadarstellung vorlegen, wurde aber von Hermann Hauff, dem Schriftleiter des Cottaschen „Morgenblattes“, angehalten, es ihm zum Druck im „Morgenblatt“ zu überlassen. Von letzterem stammt dann auch der Titel. Kemminghausen macht auf die Art der Erscheinung aufmerksam, aber ohne irgendwie Folgerungen daraus zu ziehen für gewisse Unausgeglichenheiten, die ihre Erklärung haben an der Tatsache, daß das letzte Feilen vor dem Druck nicht stattgefunden hat.

die Dichterin in der *Judenbuche* der letzten Fassung den Leser in das Land Westfalen und schildert die landschaftlichen und kulturellen Vorbedingungen zu einem Menschen vom Schlage eines Mergel.

Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube, der Charakter und die erste Ehe seines Vaters, die zweite Ehe und der Charakter seiner Mutter, Knabenjahre mit den Beziehungen zu Landschaft und Natur, die Erziehung mit den Erlebnissen, die den Menschen in seinen Hintergründen und seinem Werden kennen lehren, kurz ein volles Bild des Menschen, um sein Verhalten innerlich zu beglaubigen. Nicht die Begebenheit oder die Reihe von Begebenheiten, die an „Unerhörtheit“ gewiß den konventionellen Novellenstoff in sich tragen, sondern der Mensch ist Gehalt der Novelle geworden. Auf dieser Entwicklungsstufe halten sich Begebenheit und Mensch der Novelle noch die Waage, doch ist der Mensch nun nicht typisierter Träger der Fabel, sondern typischer Mensch seiner Art in seiner Umgebung.

Daß die Dichterin sich dessen nicht unbewußt war, bezeugt ihr Ausspruch: „Vor allem ist der Charakter des Mörders ein ganz anderer [als in der Algierer Sklavengeschichte], was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nötigt mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu *meinem* [N. b.] Mergel paßt.“ (I, S. 367). Das „Frappanteste“ bezieht sich wohl ohne Zweifel auf den Algierer Sklaven-Stoff, der in der Vorlage mehr als die Hälfte des Erzählten ausfüllt. Bei Annette ist das zu dem kurzen Bericht der Sklavenschaft in der *Türkei* auf zwei Paragraphen beschränkt. Es ist wahrlich *ihr* Mergel, *ihre* Schöpfung, mag sie in der Novelle selber an zwei Stellen ausdrücklich die konventionelle Novellen-Fiktion eines Berichtes des wirklich Geschehenen beibehalten. „Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu tun.“ (S. 31). „Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.“ (S. 53).

Daß die Dichterin dieser Fiktion nur äußerlich huldigt, erhellt sich aus der Lässigkeit, mit der sie mit den Jahreszahlen verfährt. Es bekräftigt nicht die Glaubwürdigkeit des Berichts, wenn wir für die letzte unstimmmige Jahreszahl bei Nachprüfung ihrer Zeitangaben in der Novelle das Jahr 1789 (S. 53) setzen müssen, wie ja sowieso ihre lässigen Zeitangaben mit den dokumentarisch genauer belegten Angaben ihres Oheims um ein Menschenalter nicht stimmen. Diese Lässigkeit bezeugt wohl, wie unwichtig und rein konventionell diese Fiktion eines wirklichen Berichtes, durch genaue Zeitangaben beglaubigt, ihr schien.

Wichtiger ist die zu beobachtende Abgabe mit der traditionellen Forderung der Objektivität, dieser Fiktion eines Berichtes entsprossen. Mit dem eingetretenen Wandel vom Berichteten zum Schöpferischen einerseits, von der Begebenheit zum inneren Menschen hin andererseits, hat eigentlich dieses Traditionelle keine innere Validität, neigt deshalb zur erstarrten Manier, zur Manieriertheit.

Auch Annettes Erzählung, in Anlehnung an die Tradition, bedient sich der üblichen stereotypen Wendungen, „es hieß, daß“, sie soll geweint haben“, „man sah“, „man hörte“; doch bekannte sie sich nicht eigentlich zu dieser Art der Darstellung. Ihr galt es, die Objektivität dem Stoffe organisch einzuverleiben, nicht von außen aufzulagern, sondern von innen heraus zu entwickeln. Die Lösung fand sich, indem sie sich selbst und den Leser zu mitbeteiligten Zeugen des Geschehens macht, den selben Sinnestäuschungen unterlegen, den selben Reaktionen, als wenn sie und wir als Augen- und Ohrenzeugen zugegen wären. Unsere Sinne nehmen wahr, sagen uns aber nicht das Letzte. Dadurch erhält diese Kriminalgeschichte, die keine Kriminalgeschichte ist, ihren eigenen Reiz. Gerade bei bedeutenden Ereignissen versagen unsere Sinne, und wir stehen vor einem Rätsel.

Wie ließe sich z. B. das Gebaren der Mutter bei dem ersten großen Ehezwist der Eltern erklären und deuten? „Man sah sie abends aus dem Hause stürzen – sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen, und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam.“ (S. 8)

Sodann nach dem Tod des Vaters: „Friedrich . . . hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten.“ (S. 10) „Zweimal erschien in Friedrichs Zimmer ein fremder Mann und schien ängstlich etwas zu suchen.“ (S. 10) – Wir sehen und hören – und verstehen nicht. – „Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein. – Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren, und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben?“ [Die Frage eines Augenzeugen] „Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät,“ sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsch, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintstein schärfte. [Tatsächlich?] Friedrich horchte. – „Nein,“ sagte er dann mit entschlossenem Tone.“ (S. 25)

Noch ein Beispiel dieser Art. Hier der Geruchssinn, der täuscht und berichtigt werden muß. Der junge Brandes liegt unter der Judenbuche, an der, wie sich nachher herausstellt, schon seit vierzehn Tagen Friedrichs Leiche hängt. „Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß. „Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend – Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten.“ (S. 52)

Diese Art Objektivität der Schilderung gehört zum inneren Bestand,

zur Organik, dieser Erzählung und rückt das Thema von Schuld und Sühne in ein eigentümliches Zwielficht der Ungewißheit. Sogar an der Stelle, wo wohl am bestimmtesten Friedrichs Schuld zu Tage tritt — „ganz umsonst so viel ausgestanden!“ (S. 46) — regt sich ein leiser Zweifel, ob das Gehörte auch richtig sich als Geständnis deuten läßt. Denn bei der Unzuverlässigkeit unsrer Sinne und der Zweideutigkeit jedes Wahrgenommenen, muß Friedrichs etwaige Schuld eigentlich auf lauter Elementen beruhen, die in der juristischen Sprache als Indizienbeweise bezeichnet werden. Weder Richter noch Geschworene wären bei einem solchen Justizfall um ihre Rolle zu beneiden. Eben diese durch die Art der Erzählung vorbereitete Ungewißheit lag in den Absichten der Dichterin, wie das auch aus den Verszeilen hervorgeht, die der Novelle voranstehen:

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren  
 Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,  
 So fest, daß ohne Zittern sie den Stein  
 Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?  
 Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,  
 Zu wägen jedes Wort, das unvergessen  
 In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,  
 Des Vorurteils geheimen Seelendieb?  
 Du Glücklicher, geboren und gehegt  
 Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,  
 Leg' hin die Wagschal', — nimmer dir erlaubt!  
 Laß ruhn den Stein — er trifft dein eigenes Haupt!

Möglich wurde diese Beleuchtung, indem der Mensch und nicht die Begebenheit den Fabelkern der Novelle bildete. An diesem Beispiel der *Judenbuche* läßt sich nachweisen, wie ein Schaffen in einer Tradition — eine Freiheit im Gesetz — im Verwerten und Verwerfen, Neues in der Gattung hervorbringt. Dieses ist als Gewinn zu betrachten, und nicht etwa als verwerfliche Degeneration zu bedauern.

Die zugegeben unglückliche Bezeichnung „Novelle“ für diese Wortkunstgattung läßt mancherseits an theoretischen Stellen Wichtiges übersehen. Der schöpferische Geist zieht bewußt oder unbewußt die letzte Konsequenz daraus, daß eine ursprüngliche Vortragskunst mit der Zeit eine Buchkunst der gedruckten Seite geworden ist. Das eröffnet nicht nur neue Möglichkeiten im Gehalt, sondern erfordert geradezu ein anderes Gestalten. Die Novelle richtet sich an den Leser, an das stille In-sichaufnehmen, welches andere Mittel der Mitteilung erlaubt.

Durch dieses Retardando, wie in der *Judenbuche* bezeugt, ist die Novelle, als Kunstgattung in ihren Frühstadien planimetrisch — um mit der Sprache der Geometrie zu reden — stereometrisch geworden. Die Gattung wird in weiterer Entwicklung auch noch den Schritt zur Analytik tun, wie in junger und jüngster Zeit in hervorragenden Beispielen das der Fall ist. Doch sei hier darauf verzichtet, dieses hier nur Angedeutete weiter zu belegen. Davon sei an anderer Stelle in anderem Zusammenhang die Rede.

## ZUM PROBLEM DER ARBEIT BEI OTTO LUDWIG, GERHART HAUPTMANN UND GEORG KAISER

F. W. KAUFMANN  
*Oberlin College*

Vielen unserer Zeitgenossen ist das Problem der Technik und ihres Verhältnisses zum Schicksal der Menschheit erst bei der Explosion der Atombombe über den japanischen Städten bewußt geworden. Nach diesem Ereignis tauchte plötzlich die angstvolle Frage auf, ob unsere technischen Leistungen wirklich den Fortschritt bedeuten, den der erfindungstolle Mensch ihnen zuzuschreiben gewohnt ist, oder ob das, was wir als Fortschritt bezeichnen, nicht letztlich mit der Existenz jeder menschlichen Zivilisation, ja der Menschheit überhaupt bezahlt werden muß. Doch diese Katastrophenstimmung wurde bald von drängenden wirtschaftlichen und politischen Sorgen in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt; die technische Überlegenheit, die wir heute noch besitzen, ist ein Mittel des Kampfes um das Fortbestehen der westlichen Zivilisation geworden. Die tiefere Frage, ob das Leben des Menschen durch die technische Entwicklung wirklich eine innere Bereicherung erfahren hat, hat zwar Dichter und Denker schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigt; doch ist sie weit davon entfernt, in das Allgemeinbewußtsein gedrungen zu sein. Selbst unsere Lohnkämpfe werden nicht um die innere Würde des Menschen geführt, sondern um höhere Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit und andere materielle Vorteile, die an sich zwar berechtigt sein mögen, doch nicht einmal den Propagandawert des wesentlichen Problems ausnutzen.

Das Problem der Arbeit, das hier an drei Beispielen des deutschen Dramas behandelt werden soll, ist nur ein Teilproblem des Rationalisierungsprozesses, der mit der Renaissance begann und im 19. und 20. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht hat. Wenn im 18. Jahrhundert auch ernstliche Bedenken an dem Werte der Kultur erhoben wurden, so waltete doch im allgemeinen der optimistische Glaube an die Fähigkeit der Vernunft, die Menschheit einer idealeren Ordnung zuzuführen, vor. Im 19. Jahrhundert jedoch finden wir zwei Gedankenreihen, die charakteristischerweise in entgegengesetztem Sinne verlaufen. Einerseits lebt der rationalistische Optimismus weiter in dem Glauben an den Fortschritt und die Steigerung menschlichen Glückes durch die technische Entwicklung und die vermehrte Güterproduktion. Andererseits aber finden wir in dem gleichen Jahrhundert ein wachsendes Gefühl der Unsicherheit, der Angst und des pessimistischen Zweifels am Werte des Lebens, eine zunehmende Überzeugung, daß die Freiheit des Menschen nur eine Illusion ist, und daß der Mensch im wesentlichen von Instinkten, Umgebung und von wirtschaftlichen und historischen Bedingungen abhängig ist, die sich der Vernunftkontrolle entziehen. So haben wir denn die paradoxe Erscheinung, daß in dem gleichen Zeitalter, in dem der Mensch eine ungeahnte Kontrolle über die Kräfte der Natur gewann, der gleiche

Mensch sich als Sklave der Natur und sogar als Sklave der selbstgeschaffenen Bedingungen betrachtet.

Die Sorge, daß die menschliche Persönlichkeit durch die zunehmende Rationalisierung des Arbeitsverhältnisses und der Produktion untergraben und schließlich vernichtet werden könne, spiegelt sich in deutlichster und eindringlichster Weise in den drei Dramen wieder, die hier kurz unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden sollen: in Otto Ludwigs *Erbförster*, Gerhart Hauptmanns *Webern* und Georg Kaisers *Gas*. Im *Erbförster* behandelt Otto Ludwig das Problem der Arbeit vom Standpunkt des späten Romantikers, der den Zerfall der organischen Ordnung des Menschenlebens und des innigen Verhältnisses zur Natur mit Wehmut schwinden sieht, und der anderseits realistisch genug ist, um zu erkennen, daß die Entwicklung über das Schicksal des Einzelnen hinwegschreiten wird. Wie der Name des Stückes besagt, hat der Förster Ulrich die berufliche Sorge gerade für diesen Wald von seinen Vätern ererbt. Wie er seine Söhne Andres und Robert mit strenger Disziplin für die ehrenhafte Ausführung ihres Amtes erzieht, so ist auch er in diesem Berufe aufgewachsen. Die Sorge für die Pflege und Erhaltung dieses Waldes ist mit seiner Persönlichkeit und seinem Gefühl der Ehre so eng verwachsen, daß der ganze Sinn und Wert seines Lebens von der gewissenhaften Erfüllung dieser Aufgabe abhängt. Der Wald ist für ihn kein totes Objekt, das man um des gemeinen Nutzens oder einer Laune willen gefährden und der Vernichtung preisgeben kann; er lebt wie ein Mensch, da er so innig mit dessen Leben verwachsen ist, und als lebendiges Wesen hat er ein Recht auf Dasein. An der Verteidigung dieses Rechtes hängen Ehre und Leben des Försters; sie gilt ihm als eine Verpflichtung, die nicht einmal mit dem Tode erlischt, sondern von den Kindern weitergeführt werden muß. Darum sind ihm auch Absetzung und Pensionierung eine Schande, die ihm das Leben unerträglich macht.

Das Recht, das Ulrich vorschwebt, ist im wesentlichen ein inneres Recht, das in der organischen Verschmelzung von Subjekt und Objekt, von Person, Beruf und Wirkungskreis begründet ist. Dieses organische, subjektive Recht hat in dem Beamtenrecht, auf das Ulrich sich beruft, nur einen teilweisen Niederschlag gefunden. Es garantiert Unkündbarkeit bei unbescholtener Amtsführung; doch die Erhaltung gerade dieses Waldes und die innere Gebundenheit an diese konkrete Arbeitsstätte werden durch das Gesetz nicht betroffen. Das Schicksal des Waldes hängt selbst unter diesem Gesetze von dem Willen der Forstverwaltung ab, die zwar weniger willkürlich ist, sich aber gegebenenfalls von Nützlichkeitsgründen leiten läßt wie irgendeine Privatperson.

Der organisch-subjektiven Arbeitsauffassung des Erbförsters steht die mechanistisch-rationale des Buchjägers gegenüber. Diesem fehlt jede innere Beziehung zu seinem Berufe. Er verkauft nur seine Arbeitszeit und eine völlig unpersönliche Arbeitsleistung an den Besitzer, eine bestimmte Stundenzahl für eine bestimmte Summe Geldes. Wenn dieser

kontraktlich festgelegte Dienst geleistet ist, ist er frei zu allem, was ihm beliebt. Eine Verantwortung dem Walde gegenüber besteht für ihn nicht; er kann ihn durchforsten und der Gefahr der Zerstörung aussetzen. Für ihn gibt es nur kluge Anpassung an den Willen des Besitzers, der ihn bezahlt und ihn nach Belieben entlassen kann. Denn das Privatrecht kennt nur den objektiven Arbeitsvertrag, der keine persönlichen Werte und Bindungen berücksichtigt. Es regelt nur das Lohnverhältnis und die Kündigungsfrist nach den mechanisch-rationalen Grundsätzen der Nützlichkeit. Am klarsten wird dies mechanische Prinzip vielleicht in Möller, dem Prokuristen der „Firma Stein und Sohn“, veranschaulicht, für den Robert Stein nichts als ein Posten im Kontobuch der Firma ohne Anspruch auf irgendwelche persönliche Regelung seines Lebens ist.

Die Problemstellung im *Erbförster* trifft das Wesentliche der ganzen Umstellung in der Arbeitsauffassung, wie sie sich durch die Rationalisierung im Großbetriebe und besonders unter der Einwirkung der Arbeitsteilung im 19. Jahrhundert vollzog. Sie zeigt mit aller Deutlichkeit, daß die Objektivierung des Arbeitsverhältnisses und die vertragliche Regelung der Arbeitszeit und Arbeitsleistung nicht einseitig als Gewinn betrachtet werden können, daß vielmehr dem Gewinn einer Regelung der Arbeitszeit und der freien Verfügung über die übrige Zeit ein Verlust an persönlichen Werten gegenübersteht. Die Arbeit verliert ihren Berufscharakter mit seinem unbedingten Ehr- und Verantwortungsgefühl. Der Mensch und die Arbeit sind nicht mehr eine organische Einheit, die dem Leben ein sinnvolles Ziel und damit seinen tieferen, die ganze Persönlichkeit erfassenden Sinn zu geben vermag. Die Arbeit wird veräußerlichtes Tun, und der Sinn muß außerhalb der Arbeit gesucht werden, wo er nicht gefunden werden kann, wie es symbolisch im Wirtshausbesuch des Buchjägers angedeutet wird. Diese Dichotomie von Arbeit und Lebenssinn ist ein moralischer Verlust an innerer menschlicher Substanz, der sich mit der fortschreitenden Technisierung der Arbeit nur verschärfte.

Gerhart Hauptmanns Drama *Die Weber* spielt zwar um die Zeit, da Otto Ludwig seinen *Erbförster* schrieb, d. h. zur Zeit der Ablösung des Handwebestuhls durch den mechanischen Webstuhl und der Hausindustrie durch die Fabrik. Doch entsteht das gleiche Problem mehr oder minder jedesmal dann, wenn eine Zeit- und Arbeitskräfte ersparende technische Neuerung durchgeführt wird, es sei denn daß die Gesellschaft oder der Staat Maßnahmen treffen, die die Umstellung weniger fühlbar machen. Ferner sieht Hauptmann das Problem nicht mehr vom Standpunkte des Spätromantikers, der die Entpersönlichung der Arbeit und die damit einhergehende Entwurzelung des Menschen beklagt. Hauptmanns Drama steht vielmehr unter dem Einfluß der sozialistischen und mehr noch der deterministischen Anschauungen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts. Karl Marx hatte seine Lehre vom ökonomischen Determinismus noch in einen Glauben an die Wiederherstellung der menschlichen Würde und

die Befreiung vom Fluch der Arbeitsteilung ausmünden lassen, die dann eintreten sollten, wenn die Gesellschaft die Kontrolle über die gesamte Produktion und Verteilung der Güter übernehmen würde. Den Widerspruch, daß sich dann sein geschichtliches Kausalgesetz selbst aufheben würde, bemerkte Marx nicht, da er noch zu sehr in der Überlieferung der Verwirklichung des „Reiches Gottes“ stand; seine klassenlose Gesellschaft ist letzten Endes ein sittliches Postulat, das ein Rest der klassisch-romantischen Auffassung von der sittlichen Freiheit des Menschen ist. Dieses Postulat wird zum Appell an den politischen Willen des Proletariats und enthält so ein stark voluntaristisches Element, das dem theoretisch angenommenen Kausalverlauf entgegenarbeitet.

Dies Vertrauen auf die Kraft des Menschen, dem geschichtlich-ökonomischen Schicksal entgegenzutreten, ist in Hauptmanns *Webern* konsequent einem deterministischen Fatalismus gewichen, der nur durch ein Schopenhauersches Mitleid gemildert wird. In diesem Drama ist der Arbeiter ein Opfer kapitalistischer Ausbeutung und der technischen Entwicklung geworden, denen er sich nicht zu entziehen vermag. Seine Arbeit hat die innerlich verpflichtende Kraft und damit ihren lebendigen Sinn verloren; sie ist qualvoller Zwang geworden, um die spärlichen Reste der physischen Existenz zu erhalten. Die Konkurrenz mit der Maschine drückt die Löhne so sehr herab, daß selbst die verlängerte Arbeitszeit nicht genügt, den Lohnverlust wettzumachen. Hunger und Verzweiflung berauben den Arbeiter jeder menschlichen Würde, sodaß er zu einem Instinktwesen herabsinkt, das sich kaum über die primitivsten Bedürfnisse der Selbsterhaltung und des Geschlechtsverkehrs zu erheben vermag. Der Verfall des Menschen in dem ökonomischen System wird am klarsten in der Gegenüberstellung des alten Hilse und Luise Hilses im fünften Akt. Zwar ist auch für den alten Hilse die Arbeit nie ein Beruf gewesen wie für den Erbförster; doch hat er noch genügend innere Kraft, daß er in der Arbeit noch einen Sinn als Vorbereitung für eine bessere Welt sehen kann:

Zweifle nich an dem Eenzigsten, was mir armen Menschen haben. Fer was hätt ich denn hier gesessen – und Schemel getreten uf Mord vierzig und mehr Jahr? .... Fer was denn? Weil ich 'ne Hoffnung hab'. Ich hab' was in aller der Not. Du hast hier deine Parte – ich drieben in jener Welt: das hab ich gedacht. Und ich laß mich vierteeln – ich hab' 'ne Gewißheet. Es ist uns verheißen. Gericht wird gehalten, aber nich mir sein Richter, sondern: „mein is die Rache“, spricht der Herr, unser Gott.

Luise Hilse aber hat im Elend des geknechteten Menschen die Kraft des Glaubens verloren. Trostlos einsam und gottverlassen schreit die Mutter von vier hungernden Kindern ihren Fluch gegen die Weltordnung hinaus, die solche Ausbeutung und solches Elend zuläßt, und schließt sich dem Aufruhr der Weber an.

Dem Aufruhr der Weber fehlt alles Zielhafte und Sinnvolle, das Karl

Marx noch der proletarischen Idee zuschrieb. Die persönliche Initiative dieser Arbeiter ist in Hunger und Elend so geschwächt worden, daß es eines Anstoßes von außen bedarf, um sie zur Revolte gegen die Ausbeuter zu treiben. Diese Revolte ist aber von vornherein zum Scheitern verurteilt. Zwar wird die Maschine zerstört, die Häuser der Fabrikbesitzer werden geplündert und verwüstet, die Besitzer und ihre Familien verjagt und die Soldaten zurückgeschlagen. Doch nichts wird erreicht, als daß die Weber nun völlig ohne Arbeit sein werden, die Hausindustrie völlig zugrunde geht und die Weberei in den Städten von Maschinen geleistet wird. Die Technik wird über die verletzten Menschen siegen.

Selbst die Arbeitgeber können sich der technischen Entwicklung nicht entziehen; auch sie stehen unter dem Zwang des Systems. Wenn sie nicht auf ihren gewohnten Profit verzichten wollen, müssen sie die Löhne herabdrücken und die Ware verschlechtern. Selbst wenn sie Mitleid fühlten und auf einen Teil ihres Luxus zugunsten der notleidenden Arbeiter verzichteten, würden sie in absehbarer Zeit der Konkurrenz der Maschine nachzugeben gezwungen sein; dem ökonomischen Gesetz des Gütermarktes können auch sie sich auf die Dauer nicht entziehen. Auch sie haben in der technischen Entwicklung ihr menschliches Gefühl eingebüßt. Um vor einem Rückfall ins Menschliche sicher zu sein, haben sie, wie Dreißiger, die Zwischeninstanz des Prokuristen geschaffen und sich hinter der hypokritischen Ideologie der notwendigen, gottgewollten Ordnung und Unterordnung verschanzt, die vom Staate und von den älteren Vertretern der Kirche gestützt wird.

In Georg Kaisers *Gas* wird die technische Entwicklung in ihrer letzten Konsequenz zur Darstellung gebracht. Als Expressionist entfernt sich Kaiser weiter von den wirklichen Zuständen als Ludwig und Hauptmann, und doch trifft er in seiner formelhaften, abstrakten Zuspitzung das Wesen der technischen Situation unserer Zeit ebenso scharf, wenn nicht schärfer, als die beiden andern Dramatiker das ihrer Zeit. *Gas* ist neben Copeks *R. U. R.* vielleicht die radikalste dramatische Kritik an dem oberflächlichen Optimismus, der nur die Leistungen der technischen Zivilisation sieht, an der völligen Entmenschlichung der Arbeit und durch die Arbeit jedoch achtungslos vorüberschreitet. Kaisers Frage ist, ob die Technik wirklich einen Fortschritt bedeutet, ob die Maschine den Menschen von einem Übermaß an Arbeit befreit und ihm zu einem bequemeren und sichereren, reicheren und sinnvolleren Leben verholfen hat. Kaisers Antwort auf diese Frage ist ein kategorisches Nein.

Die Arbeit ist ihrem ursprünglichen, organischen Lebenszusammenhang völlig entfremdet. Sie ist durch die Arbeitsteilung zu einem Punkte vorgetrieben worden, an dem der höchste Nutzeffekt erreicht ist. Das Produkt, *Gas*, ist abstrakte Energie, deren Formel nur dem Ingenieur verständlich ist. Es ist ein solch abstraktes Produkt, daß es für den Arbeiter keine Bedeutung mehr haben kann. Während der Handwerker seinen Stolz in die Qualität seiner Arbeit setzen konnte, handelt es sich

hier nur noch um Quantität, die als solche nicht einmal erkennbar ist. Als treibendes Motiv gilt nicht mehr die Freude am schöpferischen Tun, sondern einzig der Lohn; und um des Lohnes willen macht man Überstunden, sodaß keine Zeit und Ruhe bleibt, das verdiente Geld für die Bereicherung des persönlichen Lebens zu verwenden. So verliert selbst das Geld den einzigen Sinn, den es haben könnte, nämlich Tauschmittel für lebendige Werte zu sein. Ferner ist die Herstellung des abstrakten Produktes so rationalisiert, daß dem einzelnen nur eine einzige monotone Bewegung zufällt; den ganzen Tag drückt er einen Hebel oder ein Pedal, oder er starrt auf ein Manometer; nichts als das. So wird der ganze Mensch auf eine einzige Funktion reduziert, er wird nach Kaiser nichts als Hand, Fuß oder Auge. Da die Arbeit jedes persönlichen Elementes beraubt ist, ist der Arbeiter jeden Augenblick durch einen andern ersetzbar; er ist eine Nummer, letzten Endes nur ein Maschinenteil, dessen Funktion, wie es in *Gas II* geschieht, durch eine technische Erfindung ersetzt werden kann. So sehr sind die Arbeiter Teile eines technischen Systems geworden, daß sie selbst nach der Explosion zwar die Verkrüppelung ihrer Persönlichkeit einsehen, aber nur die Entlassung des Ingenieurs fordern und weiterhin Gas nach der gefährlichen Formel produzieren wollen. Der Aufruf des Milliardärsohns, wieder Menschen in der Einheit mit der Natur zu werden, sich wieder einer Arbeit zuzuwenden, die als ein Ganzes in lebens- und sinnvollem Zusammenhang steht, wird verständnislos mit dem allgemeinen Ruf „Gas“ niedergeschrien.

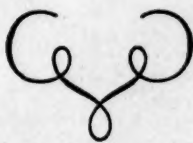
Welchem Zwecke die Gasproduktion dient, ist dem entpersönlichten Menschen gleichgültig geworden. Während dem beruflichen Handwerker die Befriedigung des Kunden schon Lohn war, schaffen diese Arbeiter für die völlig unpersönliche Industrie. Schließlich geht auch noch die letzte persönliche Beziehung verloren, die zum Besitzer des Werkes, dem Milliardärsohn, der persönlichen Anteil an ihrem Schicksal nahm. Das Werk wird in Staatsregie übernommen, die das Gas für die Rüstungsindustrie braucht. Damit verliert die Arbeit den letzten möglichen Sinn: die Arbeiter sollen ihr Leben in dem gefährlichen Betriebe aufs Spiel setzen, um Leben zu vernichten; sie sollen ihren einzigen und letzten Wert um der radikalen Aufhebung jeden Wertes willen opfern. Denn der Krieg, der in *Gas II* geführt wird, erfordert die Arbeit aller Männer und Frauen, jung und alt, und endet mit der Vernichtung beider kriegführenden Parteien. Das technische System, das von Menschen erdacht wurde, um das Los der Menschen zu erleichtern und sie zu wirklichen, freien Menschen zu machen, hat sie in Wirklichkeit zu Sklaven des Systems gemacht, und das System zieht sie mit sich in den Abgrund der Vernichtung hinab; denn selbst der Krieg, der hier geführt wird, geht nicht um Menschenwerte; er ist nichts als der Kampf zweier Staaten, die nicht mehr aus Menschen bestehen, sondern aus Maschinenteilen in menschlicher Gestalt.

Trotz aller Vereinfachungen und Übersteigerungen hat Kaiser in

seinem Drama *Gas* ein Symbol geschaffen, das der tatsächlichen Entwicklung der technischen Zivilisation in bedenklichem Maße entspricht. Wenn aber der Milliardärssohn in *Gas I* die Arbeiter auffordert, wieder Bauern zu werden und in organischem Zusammenwirken mit der Natur ihr verlorenes Menschentum wiederzugewinnen, so ist das natürlich keine Lösung des Problems. Es gibt in der Menschheitsentwicklung kein Zurück zu einem vorhergehenden Zustand. Die Technik ist mit dem Leben der Völker so eng verwachsen, daß sie, abgesehen von allen wertvollen Leistungen, nicht ausgeschaltet werden kann, ohne Hunderte von Millionen Menschen zu opfern. Die einzig mögliche Lösung ist, die Arbeitsbedingungen und die Beziehung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern im Rahmen der technischen Errungenschaften bewußt und planmäßig wieder zu vermenschlichen, und die geistigen Interessen der Arbeiter zu steigern, anstatt sie der Ausbeutung durch die nivellierende Unterhaltungsindustrie zu überlassen. Unter den mir bekannten Dramen hat nur die Sovietbühne einen Versuch gemacht, das Problem der Vermenschlichung des Arbeitsbetriebes zu lösen. Anatole Glebov schrieb im Jahre 1928 ein Drama *Inga*,<sup>1</sup> das trotz aller Durchsetzung mit kommunistischer Ideologie als Beitrag zur Lösung der Arbeitsfrage Beachtung verdient. Die Fabrikarbeiter dieses Stückes sind von dem Willen beseelt, ihre ganze Kraft für die Gemeinschaft einzusetzen, und dieser Gemeinschaftsgeist empfängt seine lebendige Kraft von der gemeinsamen Verantwortung für den Betrieb und die physische und moralische Wohlfahrt der Angestellten und ihrer Familien.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Translation in *Six Soviet Plays*, ed. Eugene Lyons. Boston and New York, 1934.

<sup>2</sup> Zum Gesamtproblem der Technisierung des Lebens vergleiche u. a. Karl Jaspers, *Die geistige Situation unserer Zeit*, Sammlung Göschen, 1931; Oswald Spengler, *Der Mensch und die Technik*, München 1931 und Reinhold Niebuhrs Artikel „The Sickness of American Culture“ in *The Nation*, 1948, pp. 267 ff.



## DAS LEBEN DER SCHWEDISCHEN GRÄFIN VON G . . . .

### A Critical Discussion \*

KATHARINE RUSSELL

Radcliffe College

The sewing circle met as usual on Thursday and I was appointed to read while the other ladies stitched. We had been reading *The Swedish Countess of G.*, a novel written just two hundred years ago by an unbelievably upright and respectable German moralist. Perhaps some explanation is necessary for this peculiar choice. All the ladies had grown tired of the polished mass productions of our lending library novelists and my niece, who is a student of German, had recommended this old thing as a story worthy of Hollywood, yet written with a charming old-fashioned naïveté.

Last week we had got into a heated discussion over the Marianne episode, a deplorable affair in which a brother and sister, who do not know each other, get married and are then required to give each other up. The brother dies most conveniently and after a while the girl marries his best friend, only to discover that the friend had murdered her brother-husband in order to marry her. The friend then nobly disappears and she, who had loved both husbands, dies soon after by her own will. My elderly cousin, Miss Netty, who was reading last week, stopped at this point and announced that she would read no further in such a shocking book. Mrs. Barron, who is smart and young and has progressive leanings, insisted that it was an eloquent exposition of the tragic conflict between convention and human feeling. To her way of thinking, all concerned had behaved with extreme nobility in a cruel situation and she admired them very much. The battle then became general and no more reading got done. No agreement was reached, but the majority seemed to feel that the tale was not exactly improving. Most of the ladies inclined to think that such an awkward and improbable affair was not best calculated to illustrate the moral greatness of man.

Now it was my turn to read further and the prospect did not particularly please me, for I expected new and more violent disputes to follow. Well anyway, I comforted myself, none of them is bored yet.

For a while there was peace. The ladies sewed and I read. I could see them all nodding approval and thinking of their own daughters as

\* This paper is written in the form of a discussion by the sort of audience for which the author thinks the book was originally intended.

<sup>1</sup> C. F. Gellert, *Die schwedische Gräfin von G.*, in *Deutsche Literatur, Reihe Aufklärung*, Leipzig 1933, vol. 5, P. 207: "Und wenn man die Wahl hat, ob man ein schönes Frauenzimmer, das nicht artig ist, oder ein artiges, das nicht schön ist, lieben soll, so wird man sich leicht für das letzte entschließen . . . Sie war mehr unter Mannspersonen als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich allemal für ein Glück . . . Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig u. manierlich werden, so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug u. gesetzt werden. Ich meine aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrien werden...."

I read the little homily on how to bring up a nice girl.<sup>1</sup> I paused to remind them of the more thorough discussion of this problem at the beginning of the book.<sup>2</sup> We had all been greatly pleased by the mixture of useful and intellectual instruction, the emphasis on morals and the determination to teach the girl to make her own decisions.

But, oh dear me, in the next moment we were plunged into controversy again. "Nunmehr komme ich auf einen Period aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe." My heart sank, but I read on: "Ich muß mir Gewalt antun, indem ich ihn beschreibe, so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat."<sup>3</sup> I managed to get through the reappearance of her first husband and her distress at having to give up one of the two (here I saw Miss Netty pinch her lips together), but when I got to the arrangement by which the Count and the Countess and her second "husband" and the Count's first love were all to live in harmony and friendship together — then Babel broke loose.

"That's disgraceful!" exclaimed Miss Netty. "It's bad enough that he ever had such an affair and that she should commit bigamy, even accidentally. But now to ask us to suppose that they can all live together in honest friendship! And to assure us that these are the best and most virtuous people! I think it's downright immoral. Peaceful and contented life indeed! Probably a continual orgy! A man may sin, but he must pay for it, he must abjure and flee the cause of it. 'Tisn't proper nor possible to live 'virtuously' with it." Her eyes flashed and her needle stabbed at the limp cloth as though it were poor Mr. Gellert himself.

"You know," said Mrs. Barron with an urbane smile, "for once I am in agreement with Miss Netty. Such an arrangement would be quite impossible. What is it poor R. says? 'Ich verwandle meine Liebe von diesem Augenblick an in Ehrerbietung'?"<sup>4</sup> Now that is an absurd thing to say. It was hard enough to believe that he could be transformed from faithful friend to devoted husband all in a moment. — And by the way, even I think she was a little brash in proposing to him on that occasion. After all, she had no reason to suppose that he wanted to marry her, since he had been the faithful friend for so many years without showing any sign of love. How embarrassing for him if he didn't want to marry her! — But anyway, to transform him back into friend with equal simplicity — well, I simply don't believe it. I really agree with Miss Netty. Some fantastic ménage à quatre would have resulted."

Gentle Mrs. Willis laid down her needle and looked up. Her faded blue eyes looked lost and helpless and her voice was uncertain. "Yes," she said, "I am afraid it is not so easy to switch feelings as your Mr.

<sup>2</sup> *ibid.*, pp. 164-65.

<sup>3</sup> *ibid.*, p. 208.

<sup>4</sup> *ibid.*, p. 211.

Gellert suggests. What does it say? That he behaved as if they had never been married? <sup>5</sup> I don't doubt that he was a very good man, but this seems to me beyond man's ability; it's not a question of good and evil. Even if the Count trusted them alone together, I don't see how they could trust themselves. I mean, she says so often that they loved each other very much." Mrs. Willis stopped, questioning and a little anxious.

Everyone started to talk at once. "Ladies, please!" I exclaimed. "I think we are all agreed that it is not humanly possible to behave as these people do. But don't you think that if it *could* be done, it would be very admirable? I mean, after all, she was not legally married to R. It was really her duty to go back to G., if she still loved him, which she did. Yet R. was his best friend and not exactly indifferent to her. Naturally they would want him around. As for Karoline — well, she was the Countess's best friend and she and the Count had had about twenty years to get over their affair; besides, she can't have been as attractive as at the beginning. Perhaps it could be arranged. On the whole, I don't believe it would be possible, but I think such a menage is a very fine ideal. And now shall we go on reading?"

I continued with the Count's letters from Russia, but was soon interrupted again. The Count and his English friend, Steeley, had just agreed that "ein gütiger und weiser Gott dieses Schicksal über uns verhängt hätte, daß wir uns unser Schicksal nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück oder das Leben zu nehmen." <sup>6</sup> "That's just the trouble with Gellert," interrupted a rich, plum-like voice. I looked up in surprise and saw that it was the large and well-dressed Mrs. Fenner, a new member of our circle. Her heavy face was troubled by this unfamiliar line of thought. "He thinks up these terrible situations, fantastic, improbable, far-fetched, and then compels his unhappy characters to accept them as the wise provision of a benevolent God. It's not really fair, is it?"

"Well, I think perhaps he was anxious to make a point, or to be instructive. Don't you think maybe he supposed that if people read about Steeley and the Count accepting such awful misery so philosophically, then they wouldn't complain so of their own small misfortunes?" It was little Mrs. Willis speaking, anxious and fair-minded as always.

"You're right, Alice," I said. "You can see from the way it goes on that even their composure is only theoretical. As soon as Steeley suggests that they may never get home, the Count loses all his good

<sup>5</sup> *ibid.*, p. 212: "Er tat gar nicht, als ob er jemals mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so ging er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen."

<sup>6</sup> *ibid.*, p. 217.

resolutions — 'Es ward finster in meinem Verstande',<sup>7</sup> he says; and he falls into melancholy. Odd that he says 'Verstand' when it is so obviously feeling; but typical of the man, as far as I can see. Shall I go on now?"

I read on peacefully for quite some time, disturbed only by occasional exclamations on the number of calamitous events crowded almost at random into a few pages. We arrived at the Count's return from Siberia and reunion with his wife, and there I called a halt for tea. After such a gruesome history we all felt the need of refreshment.

\* \* \* \* \*

Just as Annie was carrying in the tea tray, the front door banged and my niece came bouncing in, flinging coat and book bag into a corner of the sofa. She always appears for tea when the sewing circle meets at my house. She established herself comfortably next to the plate of brownies and politely inquired how we were enjoying the "Schwedische Gräfin".

I have never seen such baffled faces. "Well, it's very interesting . . .," began Mrs. Willis. "Yes indeed," agreed Miss Netty, "though a little risqué, my dear." — "I find it fascinating," said Mrs. Barron with a smile. "The characters are so sympathetic and I like the way he shows the cruel effect of convention on human goodness. In the tragedy of poor Karlson and Marianne, I mean; they were both such nice, good young people." — "His ideas of morality are certainly odd," remarked Mrs. Fenner, "but quite consistent, I suppose. I'm enjoying it very much."

"What about you, Aunt Harriet?" inquired Lucy with an impish grin. "What do you think about it?"

"Well, my dear, it's certainly a change and it is very interesting, but I must say I am a little surprised that they let you read it. All that about Karoline, for instance. I'm sure she was a very noble soul and all, but still . . . And Marianne, too! First her brother and then his murderer! When I was your age — but never mind that. Still, I really find it rather shocking."

"Well, Aunt Harriet, do you know that Gellert was called the arbiter of morals of his time? He was a sort of Dorothy Dix and Emily Post rolled into one and everybody wrote to him for advice.<sup>8</sup> When he died they made pilgrimages to his tomb — all the poor and simple people — until it had to be forbidden.<sup>9</sup> You should see his fables — twice as moral as Aesop and always praising simple contentment, modesty, calmness in misfortune, good sense and more good sense. I'm sure he was a very good, kind man. Not a great mind, maybe, but a man with a very large heart which shows most in small matters. He is fond of people and tolerant, for all his incessant moralizing. Look at his attitude to Karoline,<sup>10</sup> look at his outspoken defense of physical love.<sup>11</sup> You see,

<sup>7</sup> *ibid.*, p. 217.

<sup>8</sup> Hermann Hettner, *Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*, Braunschweig 1909, vol. I, p. 380, especially: "Er war der allgemeine Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters."

<sup>9</sup> *ibid.*, p. 382.

he is never narrowly righteous and he tells his stories so disarmingly! Oh dear, now I've made a great speech. You can see we had a lecture on Gellert this morning. But I'm so surprised to find I like him so much."

After tea I took up the book again and Lucy decided to stay and listen. She said she had done enough studying for one day and anyway this could count as work too.

I had hardly got started again when we came to this fantastic statement of the Count's to poor R.: "sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder."<sup>12</sup> Indignation was general and loud. No voice was raised in defence of this ruthless arrangement of feeling to suit the occasion. Yet soon all were nodding approval again over the peaceful, respectable and contented existence of these strange characters; its modesty and attention to domestic detail was familiar and pleasing to them.

As I expected, all the ladies were pleased by the Countess' generous appreciation of the old Polish Jew.<sup>13</sup> Only Mrs. Fenner raised a protest: "I am sure that if they deserved it, we would treat them better. Of course we wouldn't discriminate against anybody without reason, and if they would behave like us, we could treat them accordingly."

"That's an old argument, Mrs. Fenner," interrupted Lucy. "Excuse me — but I dare say all Gellert's original audience thought as you do. This is another illustration of his surprising tolerance. After all, Lessing's *Nathan*, which is the stock example for tolerance of the Jews, was not written until thirty years later. You should appreciate Gellert, Mrs. Fenner, and learn by his example."

Although I agreed with Lucy, I was afraid her impertinence would offend Mrs. Fenner, so I hurried on with the story of Steeley and his Amalie. I could see Miss Netty pursing her lips and troubling herself over the shocking forwardness of the newly-widowed Amalie, and I was a little troubled myself by the transparent convenience for the author with which his characters die off. However, I managed to finish the story without further interruption. In fact, the end came upon me as a great surprise; the story simply stopped, almost in mid-sentence. The others were surprised too and for a moment there was silence. Then Miss Netty burst out:

<sup>10</sup> C. F. Gellert, op. cit., pp. 172-3: "Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihm ihr Herz und sich überlassen hatte . . . Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdient eher Mitleiden als Vorwürfe."

<sup>11</sup> *ibid.*, p. 190: "Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur . . . Die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnste hochmütiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur Tat käme, um zehen Seelen nicht würden fahren lassen."

<sup>12</sup> *ibid.*, p. 244.

<sup>13</sup> *ibid.*, p. 248: "Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeiten niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen."

"What a disgraceful end; But only proper to such a shocking book. Really, Lucy, I'm surprised at your taste. I think it is thoroughly immoral. When they don't behave immorally, they have immoral feelings and are not at all ashamed of them. On the contrary, they burst with pride in themselves because they can resist these terrible inclinations. Of course they resist them. Can you imagine any decent woman keeping two husbands at once? No, of course you can't. She had no cause to boast of her virtue in returning to number one. After all, she loved him. And at the very beginning, too, her flaunted virtue in resisting the Prince von S. is nothing much. She was flattered by his attentions, or she would not have led him on; but she loved her husband and she hadn't been married long. Besides, your Mr. Gellert doesn't make virtue very attractive to others (which I gather from Lucy was his purpose) in making it the prime cause of all their misfortunes, as he does here. And as for all that business about the girl they found in the field with a newborn baby, deserted by her lover — well, really! It has nothing to do with the story and can only be there to gratify the sensation-mongers. Or are we supposed to be morally improved when she rediscovers the wretched lover as an attempted suicide and happily marries him? No, Lucy, I can't approve of this book."

"Come now, Miss Netty, let's not be extreme," suggested Mrs. Barron with a polite and deadly smile. "I would not call this a very great or good book, but I really don't think it's downright wicked. I think he doesn't make his point as clearly as he might, but it seems to me obvious that he is trying to show the ill effects of a too rigid sense of duty. Let's take the episode you have just mentioned. If conventional morals had been less strict, the young man would not have been scared into running away and then attempting suicide out of silent remorse. I consider this a plea for tolerance in such unfortunate errors. And take Amalie: she had been married for eight years to a man she did not love and had been a good wife to him. Can you wonder that she is so susceptible and so anxious to make up for lost time? Certainly Gellert does not mean us to disapprove, but to sympathize. As for the Countess herself, well, naturally, she cannot live with both, but don't you think that in presenting such an impossible situation he is trying to show the absurdity of conventional morality?"

"That's very interesting, Mrs. Barron." — the irrepressible Lucy again. — "I don't think he meant that at all, but this book has often given that impression. Hettner (a very brilliant man in the field) quotes a story about a man who read this book, without mentioning title or author, to an audience about a hundred years later than Gellert's. They rose in fury, because they thought it was a plea for the emancipation of the flesh.<sup>14</sup> But it isn't, you know. He meant very well and was trying

<sup>14</sup> H. Hettner, *op. cit.*, p. 375. He quotes the story from Varnhagen, who was the man concerned.

to sing a song in praise of duty. In his fables he succeeds admirably and can make the most humdrum existence sound ideal."

"Are you sure about this, Miss Lucy?" — the fruity voice of Mrs. Fenner — "It seems to me that his theme is the trials of life. He sees God sitting in heaven like an author, thinking up trials with which to afflict mankind. To make it worse, he causes these trials to spring from their very virtues. This happens to the Countess, as we know, and also to Steeley in Russia, when he insists on telling the truth to the 'Pope' (whatever he may be). God's object is apparently to see who can remain calm and kind and tolerant and piously grateful under greatest affliction. I think this is rather a miserable view of religion myself, and not one designed to make piety appealing. Duty and humility and gratitude and charity are fine things, but one does not want them offered to such a malicious sort of God."

"I think you are a little unjust, Mrs. Fenner," protested Mrs. Willis. "Neither you nor I nor Gellert nor his characters can understand God's providence. He does make rather dreadful things happen to them, but he wanted to show how to be good in spite of circumstances, I think, and besides, he had to keep the interest of his readers."

"You're quite right, Mrs. Willis. That was an important point." — Lucy again. — "By the time he wrote this, of course, he had a large public already drinking in his moral concoctions. The bourgeoisie was making itself felt in literature, looking for something more than the hollow dissipation of court poetry. They were hard-working, solid, fearfully upright people and they wanted a literature to match. But the novels they were used to were incredible tales of travel and adventure in foreign lands. Gellert is really very modest in the number of extravagant sidetracks he follows. He says himself that he does not want to write a travelogue but a novel."<sup>15</sup>

"Well, I'm sure his public was delighted and instructed, but it seems to me," continued Mrs. Willis, "that his characters are too good to be human. They do their duty so automatically, they switch their feelings on and off like lights — really, they are like robots. They weep and exclaim much more than we do, but surely they must feel much less. Could duty and reason really do so much for them, Lucy?"

"I don't know, Mrs. Willis. Of course, he wrote this to improve his audience, you see, so he probably made it better than reality. You must have noticed his occasional critical remarks about wicked young gallants and the many people who don't believe in love in marriage."<sup>16</sup>

<sup>15</sup> C. F. Gellert, *op. cit.*, p. 243: "Ich habe . . . das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Landes gehöret, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen."

<sup>16</sup> *ibid.*, p. 207: "Ich meine aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrien werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleien zu vergöttern, die ihr durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeschmackten Liebe sagen." See also p. 189.

Duty, piety, charity, modesty, humble content and equilibrium in misfortune — these are the virtues he values and preaches to an appreciative audience.<sup>17</sup> He had an enormous effect, you know. Ermatinger (who is another important critic) suggests that this was because Gellert, with his clear and gentle mind, was able to reconcile the demands of Christianity with those of Reason.<sup>18</sup> (These were the two dominant ideas of the age and they are not always so easily harmonized.)

"I'm sure" — Lucy's young face was very earnest as she poured out to her aunt's friends all the knowledge she had just acquired. — "I'm sure people two hundred years ago were very much impressed by it. This seemed to them a story of virtue triumphant, like Richardson's *Pamela* (it's modelled on that, you know). The more temptations and calamities, the greater the virtue. But what prudes we must have become to be shocked by such a story as this!"

"I don't know about that, Lucy." It seemed to me time I interrupted and brought both discussion and sewing circle to an end. "I don't think we are all prudes. Suppose we let the details go, although I do think he brings in a lot of rather distressing and irrelevant incidents. But it seems to me that his basic attitude to life is, and should be, shocking to people like us. We have been brought up to believe in the individual, to put his rights before everything except God, and we think we serve God best by doing so. We think it most important to be happy here and now and to make others happy, if we can. Of course I realize that your Mr. Gellert did not live in the Middle Ages, but I think the shadow of them had not quite disappeared when he wrote. I know he is interested in this life too, even in its physical aspects; but probably his parents still considered it mere preparation for the next. I think this must be behind his rather ascetic morality. Duty is still for him a power outside men, before which they have to bow themselves. Although he has given up the simple mediaeval reason for this belief (the earning of a posthumous reward), he still thinks virtue much more important than happiness. So do we, when we are pinned down by a question, but not in our everyday thinking; and we usually get round it by saying that we cannot be happy unless we are good, which is, for us, more or less true. Yet I think that any one of us in the Countess' situation would be thinking chiefly of the happiness of all concerned and how best to effect it. *That* would be her duty, I think, and not an

<sup>17</sup> F. J. Schneider, *Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus, 1700-1785*, Stuttgart 1924, p. 85: "Eine gemeinverständliche Moral, in der sich die Bescheidenheit des Dichters widerspiegelt . . . Wunschlosigkeit, Selbstgenügsamkeit und ein wohltemperiertes Verhalten in Freude und Leid gelten als Quintessenz der Lebensweisheit."

<sup>18</sup> Emil Ermatinger, *Das Zeitalter der Aufklärung, in Aufriß der deutschen Literaturgeschichte*, ed. H. Korff & W. Linden, Leipzig 1931, p. 113: "Denn er hat es, vermöge der klaren Sanftmut seines Wesens, in seltener Weise verstanden, die Grundforderungen des Christentums mit den Gesetzen der Vernunft in Einklang zu bringen. Seine Moralischen Vorlesungen . . . kann man so den religiös-moralischen Katechismus der aufgeklärten Christen der Zeit nennen."

automatic transfer of affection from one husband to the other. I think the apparent ease of this change *should* shock us, even though we admire the result. The ease with which Karoline gets over a love originally strong enough to overcome her honor is also rather disturbing.

"On the other hand, in the contrasting affair of Marianne and Karlson, I think we should be shocked by their wish to maintain such an unnatural alliance. I suppose Gellert is here trying to show that it is after all extremely painful to be separated from the object of one's affections. But why could he not put the pain in the main situation, where it has more right? The Countess, after all, has two conflicting and equally valid duties and affections; she has every right to be distressed by such a choice. The young couple, on the other hand, have only their wilful love to set against the scandal of incest. They should not have to be torn apart by coincidence while the Countess slides so easily over an agonizing decision. Yes, Lucy, I think that we, who live in an age of individualism and of most tender psychological consideration for our emotions, I think we should be shocked."

"Well, perhaps you are right, Aunt Harriet. It is interesting that Hettner says very much the same thing.<sup>19</sup> He cannot imagine such a sensitive woman being tossed back and forth between two men like an unfeeling ball. He feels that this is a story of conflict between mechanical duty and personal inclination, in which the inclination automatically becomes sin, however respectable it might otherwise be. He thinks Gellert sees duty as entirely external necessity, instead of the product of inner harmony of soul.<sup>20</sup> Of course he is judging from *his* point of view and not from that of Gellert's contemporaries, who felt quite differently. But I think he is wrong to call it a conflict of duty and inclination; she has duties and inclinations to both, and anyway I don't think Gellert saw duty as a whip applied from outside. The Countess herself says at the outset that virtue is not a burden to her, but a comfort and support in the trials of life."<sup>21</sup>

"Well, thank you very much, Lucy dear, for all your information and for recommending this book to us. I am sure we have all enjoyed it very much and learned a great deal, and especially that even the most general moral standards can change completely in their emphasis in such a comparatively short time."

<sup>19</sup> H. Hettner, op. cit., p. 374: "Wie konnte Gellert, der von Allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden, daß eine wackere feinempfindende fromme Frau von Mann zu Mann gewürfelt wird, ohne das ihr sittliches Gefühl Einspruch erhebt oder sich im Mindesten verletzt zeigt?"

<sup>20</sup> *ibid.*, p. 375: "... wo die Pflicht nur als Pflicht, d. h. nur als äußeres unabwendbares Gebot und Verhängniss, nicht aber als innerlich nothwendige Bethätigung und Selbstbefriedigung harmonisch durchgebildeten Menschendaseins gefaßt wird."

<sup>21</sup> C. F. Gellert, op. cit., p. 165: "Und diesen Begriffen (of virtue), die er mir beibrachte, habe ich's bei reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft."

## DER DICHTER HANS LEIFHELM

ERNST WALDINGER  
*Skidmore College*

Am 1. März 1947, im Monat des Föhn, des Werdeschmerzes, den er so oft pries, ist Hans Leifhelm in einem Spital in Riva nach langjähriger, qualvoller Krankheit gestorben. Der Wanderer unter den modernen Dichtern, der dem alten Seume nachzueifern versuchte, war vier Jahre lang ans Bett gefesselt, und nur eine seltene Ausfahrt brachte ihn hie und da in die Natur hinaus, von der er dichterisch lebte. Nur der Blick durchs Fenster, vor dem sich die Alpenlandschaft ausbreitete, die Gebirgsluft, die er in die Lungen atmete, mochten ihm eine schwache Entschädigung für all das, was er entbehren mußte, gewähren. Langsam wurden seine Glieder gelähmt; er vermochte nicht mehr zu schreiben; sein Sprachvermögen schwand in einem Maße, daß er sich am Ende nur schwer verständlich machen konnte und kaum mehr imstande war, einen Brief zu diktieren; nur der Genuß von Büchern blieb ihm bis zuletzt, denn sein Geist war ungetrübt bis zu seiner Todesstunde.

Dieser Hymniker, der immer das edle Maß bewahrte, der besinnlich-trunkene Dichter, den die Natur überwältigte, doch niemals unterjochte, der Apolliniker, dessen Helle dennoch von leisen, dunklen, dionysischen Tönen durchflutet wird, gehört sicherlich zu den bedeutenden Erscheinungen der deutschen Gegenwartslyrik, obwohl er in dem dichtungsfremden Chaos unserer heutigen Zeit nicht allzu bekannt war; bis nach Amerika ist seine reine Stimme, vielleicht deshalb, weil sie so rein, so jenseits aller Sensation war, noch kaum gedrungen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist es, sie über den schmalen Kreis hinaus, dem er hier vertraut ist, bekannt zu machen.

Ich traf den Dichter in Wien, gerade in den entscheidenden Monaten, ehe sich die österreichische Katastrophe endgültig besiegelte, die das arme Land mit in den Abgrund riß. Er war von Palermo hergekommen, wo er an der Universität Deutsch lehrte, da sich die ersten bestürzenden Anzeichen einer Verschlimmerung seines Leidens bemerkbar machten. Es war rührend zu sehen, wie der eher schweigsame und sehr zurückhaltende Niederfranke westfälischer Abkunft in meiner Gegenwart warm wurde und mir nach ein paar Tagen, zum großen Erstaunen seiner ersten Frau, die sich um ihn bekümmerte, das Du-Wort antrug. Mag sein, daß die Tatsache, daß ich, neben dem jüngst verstorbenen Franz Staude, der einzige unter den österreichischen Lyrikern war, der ihm, trotz allen Unterschieden, wesensverwandt schien, ihn derart aus sich herausgehen ließ. Hans Leifhelm wird als Wahlösterreicher bezeichnet und zur österreichischen Lyrik gerechnet, wenn diese Klassifikation überhaupt zulässig ist. Doch darüber soll hier nicht weiter argumentiert werden. In einem weiteren Sinne wäre er ja auch in die Emigrantendichtung einzureihen, obwohl er kaum je ein politisches Lied gesungen hat.

Hans Leifhelm wurde 1891 zu München-Gladbach geboren. Sein

Vater war ein Faßbinder, der als jüngerer Sohn eines westfälischen Erbhofbauern in die Stadt gehen mußte, um ein Handwerk zu erlernen und sich so sein Brot zu verdienen. Der junge Hans wuchs in nicht sehr üppigen Verhältnissen in einer streng katholischen Familie auf, und es waren Priester, die den begabten Knaben förderten und ihm das Studium ermöglichten. Katholizismus, dem er sich bald entfremdete, Nationalismus, dem er sich niemals ergab, und Sozialismus, zunächst in seiner katholischen Abart, waren die entscheidenden geistigen Eindrücke seiner Jugend. Schon familienmäßig war er der Erde und dem Bauerntum, das er vom Grund auf verstand, sehr nahe, obwohl sein Naturgefühl selbstredend „sentimentalisch“ zu deuten ist, wenn man den Schillerschen Begriff hier anwendet. Seine Vaterstadt, zum mächtigen Industriegebiet am Rhein, an der Wupper und Ruhr gehörig, das half-proletarische Milieu, in dem er hauste, brachten ihn von selbst mit der Arbeiterschaft und ihrem Fragenkomplex zusammen. Früh drängten sich ihm also die zwei Elemente auf, die auch seine künstlerische Heimat bilden sollten.

Hier lernte Leifhelm den jungen Kesselschmied und katholischen Arbeiterdichter Heinrich Lersch kennen, mit dem ihn eine Freundschaft verband, die bis zum Tode des feurigen Gefährten währen sollte und die sogar die Spannung einer tiefgehenden Meinungsverschiedenheit aushielt. Leifhelms Feuer war reinerer Natur als das des jungen Lersch, der schließlich zu den Nationalsozialisten überging; er überlebte diesen Verrat, dessen er sich in gequälten Briefen an seinen Freund selbst bezichtigte, nicht lange.

Der junge Schmied Lersch und der junge Student Leifhelm traten in jener, heute fest mythisch anmutenden Zeit vor dem ersten Weltkrieg, den Spuren Seumes folgend, jene Fußwanderung an, die sie vom Rhein bis tief nach Italien führte. Lersch arbeitete nach Wanderburschensitte, wo immer sich die Gelegenheit bot, und auch Leifhelm tat das Seine, um mitzuhelfen. In Wien blieben sie eine geraume Zeit. Lersch ging in eine Floridsdorfer Fabrik, während Leifhelm sein Studium an der Universität fortsetzte. Zum ersten Mal begegnete er hier den Alpen, die er später kreuz und quer durchwanderte, wie je nur ein Landschaftsmaler, unermüdlich auf der Jagd nach Motiven. Die Größe und die Gewalt dieser Berge, humanistischer, pantheistischer freilich als der alte Haller, haben wenige besser besungen als er; aber auch die menschliche Landschaft, den Bauernstand im harten Kampf mit dem steinigten Boden, die Knechte, in ihrem Mühsal und ihren kargen Freuden, den Weber, den Schneider auf der Stöhr, sie alle kannte und beschrieb er liebevoll bis ins Detail, ohne ins Aufklärerische der Volksschriftsteller wie Rosegger zu verfallen, aber auch ohne die Maniertheit der Heimatkunst.

In den nachgelassenen Versen findet sich ein rührendes Gedicht an Lersch, in dem Leifhelm erzählt, wie er die Grubenlampe, die jener über dem Schreibtisch hängen hatte, als Andenken mitnahm:

„Die Grubenlampe, die zu deinen Häupten war,  
Ein Bergmann gab die dir im tiefen Schacht,  
Du hütetest sie manches Jahr, du warst ja auch  
Ein Mann im Berg der Arbeit und des Leids.“

Später kam es zu jener merkwürdigen Symbiose, als Leifhelm die Steiermark zu seiner Wahlheimat machte; aus Graz stammen beide Frauen, die er heimführte. Sein norddeutsches schweres Blut bekam in der Steiermark vom leichteren, hellern, aber beileibe nicht unherben Charakter ab, in dem sich Fröhlichkeit und Schwermut wie in den Weinen mischen, die nur hier gedeihen. Vielleicht ist die unglückliche Liebe des Norddeutschen zu Österreich nur ein Teil der uralten Italiensehnsucht; die Luft in dem Lande, in dem sich der Süden schon allenthalben fühlbar macht, scheint ihm leichter zu atmen. Leifhelm gleicht auch hierin seiner Landsmännin, der Droste, deren Einfluß in seinen Versen ja sehr oft offenbar ist; auch sie hat es zu den Gärten des südlicheren sonnigen Bodensees gezogen. Jedenfalls fühlte er sich hier zu Hause; er war kein ewiger Fremdling hier wie Hebbel in Wien. Dem Wahlösterreicher mußte natürlich auch die letzte Ansiedlung in Italien leichter fallen, als wenn er unvermittelt vom Rhein nach Sizilien versetzt worden wäre.

Der erste Weltkrieg sieht den Jungvermählten in allerlei Tätigkeiten. Frontdienst blieb ihm erspart. Nach der Niederlage der Mittelmächte ist er eine Zeitlang an der literarischen Zeitschrift *Der Wieland* in München tätig. Sozialarbeit und Dichtung sind es, die er für seine Lebensaufgabe hält. Vom Jahre 1925 an leitete er als Angestellter der Grazer Arbeitskammer die Lehrlingsfürsorge für das Bundesland Steiermark, bis er schließlich 1932 eine günstige Stellung als Direktor der von den Gewerkschaften gegründeten Akademie der Arbeit in Düsseldorf findet. Die Sicherheit sollte nur kurze Dauer haben. Mit dem Machtantritt Hitlers ist mit allem Schönen und Guten in Deutschland auch die Arbeitererziehung zu Ende, und Leifhelm verläßt, nachdem er bereits verhaftet gewesen war, das Land. Graz nimmt ihn wieder auf. Er schließt eine zweite, höchst unglückliche Ehe und wird endlich neben den Dichter Felix Braun als Lektor für deutsche Sprache an die Universität Palermo berufen. Die beginnende Krankheit und die Gewißheit, daß er auch dort den deutschen Stellen, die diese beiden Lehraufträge in Palermo bezahlten, nicht länger genehm war, trieben ihn wieder nach Wien, wo er Ende 1937 eintraf.

Nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in die Stadt, verließ er Österreich und suchte ein Spital in Ostia bei Rom auf, das die italienische Königin Elena für solche Fälle, wie es der seine war, gestiftet hatte; dort brachte ihn eine Kur mit dem Extrakt aus der Wurzel der bulgarischen Tollkirsche so weit auf die Füße, daß er den Posten Felix Brauns an der Universität Padua antreten konnte, den jener verloren hatte, als die Rassengesetzgebung auch Italien aufgezwungen worden war. Einige Jahre konnte er noch lehren, ehe sich sein Zustand so arg gestaltete, daß er

sich nach Riva am Gardasee wiederum in Spitalpflege begeben mußte.

Über vier Jahre liegt er dort, und es ist ein langsames Sterben bei lebendigem Leibe. Er vereinsamt und verarmt vollkommen; der Krieg trennt ihn von seinen Freunden im feindlichen Ausland; mit den wenigen, die ihm im Innland verblieben, verliert er den Kontakt, weil seine fortschreitende Lähmung die Korrespondenz verhindert. Seine Tochter, die ihm ein Enkelkind geboren hatte, war fern, und beide hat er bis zu seinem Tode nicht gesehen. Die Erinnerung an seine zweite Frau war ihm peinlich. Die erste, die, trotz der Ehetrennung, immer treu zu ihm stand, wurde wegen ihrer Tätigkeit in der österreichischen Widerstandsbewegung verhaftet und nach dem Frauenlager Ravensbrück gebracht, wo sie zu Grunde ging. Die Medikamente, von denen er abhängig war, gab es während der letzten Kriegsjahre nicht mehr, so daß der Krankheitsprozeß — das Leiden war unheilbar — sich noch mehr beschleunigte. Fachärzte hatte das Spital nicht. Zudem kam noch, daß sich die Fliegerangriffe täglich vermehrten. Einmal fiel eine Bombe in der nächsten Nähe des Lazarets ein, so daß Gerüchte umgingen, Leifhelm wäre ihr zum Opfer gefallen. Hätte sich nicht die Witwe des im ersten Weltkrieg gefallenen Dichters Gustav Sack, die in Malcesine wohnte, in rührender Weise um ihn gesorgt, er wäre ganz verlassen gewesen. Sie war es auch, welche die Freunde, als das nach der Befreiung Italiens wieder möglich war, mobilisierte, so daß es gelang, wenigstens das letzte Lebensjahr des Armen, wenn man davon überhaupt reden kann, zu erleichtern.

Bis zuletzt war der Dichter bei klarem Bewußtsein. Solange es ihm gegeben war, suchte er sich der Schatten, die ihn bedrängten, zu erwehren, indem er das vom Tode aussagte, was er noch im Rausche seiner Naturbegeisterung in ihm gesehen hatte: nur die andere Seite des Lebens, den Humus der Verwesung, der die wuchernden Wälder nährt, den allen Formen des Vergänglichen mitgeborenen, miteinander verwobenen Verfall, damit das Dasein unvergänglich währe. In dem Gedicht „Erste Ausfahrt nach langer Krankheit“, dem ersten, das von seinem Schmerzenslager zu uns herüberflatterte, gibt er sich dieser Gewißheit hin, der einzigen Sicherheit, die dem Menschen bleibt:

„Teilhaftig bin ich wiederum  
des süßen, bittern Lebens, wieder nimmt  
mich auf der Rasen sanft und mütterlich;  
ihn teilt kein Pfad — jedoch das Auge kennt  
die leise Spur, die dort hinüber leitet  
zum Totenhaus —  
rings aber lebt und huscht  
Eidechsenvolk, — bald wird der Reif es scheuchen  
ins Winterlager; schon steht schneegekrönt  
nah das Gebirg. Hier aber blühen noch  
blutrot die Rosen.“

Und in den Versen an einen Schmetterling, die von der gleichen Gefühlsintensität, von der gleichen schwermütigen Spannung zwischen dem

Hier und Dort, dem Gefühl des „media in vita“ geschwellt sind, heißt es:

„Ein Bote aus unterirdischer Gruft,  
So trägt die Schwärze der Felsenkluft  
Der Falter, golden besonnt,  
Darinnen der schneeigen Monde Kreis  
Wie Sommerwolken, die fern und weiß  
Verharren am Horizont.

Mit meinem Grase enthüll ich die Welt,  
Solang es dem flüchtigen Falter gefällt,  
Und halte den Sommer gebannt —  
Da flattert er auf, da entschwebt er im Tanz,  
Da weht aus des Sommers leuchtendem Kranz  
Die Blüte davon übers Land.“

Nicht umsonst hat der Dichter das Buch, das seine nachgelassenen Verse sammelt<sup>1</sup> *Lob der Vergänglichkeit* genannt. Ein humanistischer Pantheismus ist es, der diese Verse so leuchtend macht, eine Aufnahmekraft, gleich stark und sinnlich, das Auge überschwemmend, „so viel die Wimper hält“, ins Ohr flutend, solange sich ein Nachhall davon in die Seele senken kann. Daran ändert nichts, daß sich der Dichter zuletzt wieder der Kirche so sehr näherte, daß gleichsam von einer zweiten Taufe die Rede war, und mit den Sakramenten versehen seine Todesfahrt angetreten hat. Es ist charakteristisch, daß es Franz von Assisi, der naturverbundenste, der Pantheist unter den Heiligen war, dessen Liebesgesang er übertrug und als einziges katholisches Dokument in den Nachlaßband mit aufnahm. Das Titelgedicht der Sammlung *Lob der Vergänglichkeit* erscheint in zwei Fassungen, in einer freirhythmischen, in Walt Whitmanschen Langzeilen hinrollenden ersten und in einer ganz kondensierten, reimgebundenen zweiten Fassung:

„So will ich dich preisen, Vergänglichkeit,  
Flug des Geschehens und Nimmerwiederkehr,  
Einmaligkeit, Einzigkeit, die alles Werden weihet.“

„Einmal der Kreuzschnabel auf der Telegraphenstange,  
der Häher neben der eilenden Eisenbahn,  
Der Bussard im Bergwald, auffliegend mit seltsamem Pfiff,  
der Pirol mit klingendem Ruf in der Morgenfrühe,  
Eine Zikade im Süden, vom einsamen Baum in die Mit-  
tagsstille schrillend,  
Während fern am Gebirgshang eine singende Prozession  
näher kommt,  
Flamingos in einem Garten, hinter der Bambushecke im  
spiegelnden Weiher stehend.“

Das ist weder das katholische *Lob Gottes im Gebirge*, um den Titel eines Versbuches der mit Leifhelm befreundeten österreichischen Dichterin Paula von Preradovic zu zitieren, noch die auf dem jüdischen Psalmisten beruhende, protestantische *Ehre Gottes in der Natur* Gellerts. Es ist durchaus säkulare Welt-Lebensfrömmigkeit, die hier spricht, verwandt mit der Welt- und Lebensanschauung Goethes und Kellers:

<sup>1</sup> Verlag Anton Müller, Salzburg.

„So will ich dich preisen, Vergänglichkeit, die du  
 beherrschest die irdische Zeit,  
 Die du das Leben inbrünstiger machst, die du auch  
 flammender mich entfachst,  
 Kündend die Nimmerwiederkehr, kündend das eherne  
 Nimmermehr.  
 Einmal und einzig ist jedes Geschehn, nicht wird die  
 Welle als gleiche erstehn,  
 Die sich zu meinen Füßen bricht, einmal wird jedes  
 geboren zum Licht,  
 Während sich rings schon der Schatten schart, während  
 Geburt mit dem Tod sich paart.“

Und nicht umsonst schließt diese zweite Fassung mit einem humanistischen Manifest, das dem so verhaltenen und so wenig rhetorischen Dichter sonst so wenig liegt:

„Einmal der Mensch und nur einmal der Tag, denk es  
 bei jedem Herzensschlag,  
 Nichts, was geschieht, wird nichtig gemacht, nichts,  
 was versäumt wird später vollbracht,  
 Jeder wahre sein heiliges Recht, jeder verbürge des  
 Andern Recht!“

Wenn man nun mit breiten Strichen, Stil und Eigenart dieser Dichtung schildern will, wobei mit ein paar Worten auch des Wenigen, das Leifhelm in Prosa hinterließ, gedacht werden soll, läßt sich folgendes feststellen:

Schon in seinem ersten Gedichtband *Hahnenschrei*<sup>2</sup> war des Dichters Wesen und Weltbild klar. Es hat sich seither kaum verändert, nur gerundet und folgemäßig entwickelt. Ihm standen verhältnismäßig wenig Töne zur Verfügung, aber diese wenigen sind umso lauterer. Besonnenheit, die sich mit Trunkenheit seltsam vermählt, zeichnet ihn in einem Grade aus, daß man sich in den besten Stücken von Sils-Maria-Luft umweht glaubt. Ein Realismus, der humanistisch erhöht wird, wird umso wirksamer, als die enorm verfeinerte Sinnlichkeit des Dichters keinen Sinn über den andern hinaus bevorzugt. Die unheimliche, fast übersinnlich scharfsichtige Visualität einer Droste wird durch eine hohe Musikalität, die dieser durchaus nicht zu eigen war, und eine außerordentlich starke Formkraft ausbalanciert. Vielleicht ist der Anteil und Einfluß Österreichs auf Leifhelms Schaffen hier besonders spürbar. Nicht eine Spur von der gewittrigen Klobigkeit der Blubo-Dichtung ist zu merken. Gleichwohl hat der Dichter, wie später gezeigt werden soll, eine klare Einsicht in die revolutionäre Situation unserer Zeit und fühlt die Schauer des Chthonischen nicht minder als zum Beispiel Billinger. Schon im *Hahnenschrei* treffen wir auf die merkwürdigen, im Deutschen selten angewandten anapästischen Rhythmen:

„In den Wald schlüpf ich ein wie ein Tier,  
 Kühles Laub schließt sich grün hinter mir,  
 Licht und Tag sind schon fern, sind verhallt,  
 O es rauscht über mir dunkler Wald.“

<sup>2</sup> Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1926.

Daß ein Dichter mit diesen Anlagen sich auch an den Versuchen zur Vertiefung und Modernisierung der deutschen Ballade beteiligen müsse, war zu erwarten. Im *Hahnenschrei* findet sich das „Weberdorf“, das in diese Richtung gehört. Hier ist das Dämonische lebendig, von dem vorhin andeutungsweise gesprochen wurde. Die alles überschwemmende Naturkraft, die Sintflutwoge tektonischer Erschütterungen und Katastrophen, stößt hier mit der nicht weniger gespenstischen, alle Dämme der Vernunft durchbrechenden der Menschengier zusammen: wie diese die Vernunft trieb, unser technisches Zeitalter aufzubauen, treibt sie ein Dämon, es wieder zu zerstören. Dieser Stoff ist mit einer Kühnheit, die an Rimbauds *Trunkenes Schiff* gemahnt, gemeistert:

„Der Mond ging auf und füllte hell  
Die Stube, noch im Traum  
Sah ich des Webstuhls Holzgestell  
Mit Schiff und Kettenbaum —  
Das Schiffchen aber flog nicht mehr,  
Die Lade ruckte nicht,  
Wie durch ein abgrundtiefes Meer  
Drang her gebrochnes Licht.

Und auf der Bank saß lange schon  
Kein fleißiger Weber mehr,  
Verschollen waren Takt und Ton,  
Die Schäfte staken schwer,  
In Mulm und Sand, und wirr und lang  
In zeitenlanger Flut  
Am Stuhle schwankte Moos und Tang  
Bei grauer Muschelbrut.

Durch Garngewirr die Qualle zog,  
Seeigel stiegen quer,  
Der grünen Algen Fäden bog  
Die Strömung hin und her.  
Ich sah das bleiche Holzgestöck,  
Das in den Fluten schwang,  
Da saß auf morscher Bank der Nöck,  
Der alte Sagen sang.“

Im zweiten Versbuch des Dichters, in den *Gesängen der Erde*,<sup>1</sup> steht das Gedicht „Mit dem Sichelmond, mit dem Abendstern“, das oft als das beste deutsche Liebesgedicht des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnet wurde. Es ist eine überaus männliche Erotik, die sich darin aussingt, so zart sie auch sein mag. Peter Altenberg hat einmal gesagt, daß die Liebe des Mannes die Welt meine, während die weibliche Liebe eine Welt sei. Den Mann zieht es auch in der Liebe in die Welt hinaus, sie ist Sehnsucht, nicht wie die weibliche naive, erdstarke Beruhigung im Besitz. So wird auch im beschwingtesten Liebesgedicht die Welt der Liebe in die Liebe zur Welt verwandelt. Sternfern, mondfern sind die Sehnsuchtsdimensionen des innigen Troubadours Leifhelm:

<sup>1</sup> Verlag Langen-Müller, München, 1933.

„Auch im fernen Land,  
 Wo ich dir so fern,  
 Wo ich lange schon verschollen war,  
 Strahlt dein Angesicht  
 Mit dem Abendstern,  
 Weht am nächtigen Himmel hin dein Haar,  
 Tanzt dein schlanker Fuß  
 Mit dem Sichelmond,  
 Winkt mir lieblich deine weiße Hand,  
 Grüßt drin Lächeln mich,  
 Das im Lichte wohnt,  
 Das im Lichte wohnt,  
 Süßer Trost im bitteren Menschenland.“

Auch sonst beschwören die *Gesänge der Erde* die großen Erscheinungen, die allgemein gültigen, die wandel- und wechsellosen Gestaltungen der Welt: „Die Sonne“, „Die Winde“, „Der Fluß“, „Die Berggewässer“, „Die Waldberge“, „Die Zedern“, „Die Wüsten“ und bleiben mit Ausnahme des Gedichts „Die Brieftauben“, das im proletarischen Bereich der rheinischen Industriestädte spielt, dem Rein-Lokalen des ersten Versuches fern.

In zwei kleinen Prosabüchern *Steirische Bauern*<sup>4</sup> und *Die grüne Steiermark*<sup>5</sup> zollt Leifhelm seiner Liebe zur steirischen Wahlheimat innigen Tribut. Es sind anspruchslose, sachliche, aber deshalb bei weitem nicht unbeschwingte Skizzen, die das Bergland und seine Leute in ihrer ganzen Derbheit und Herbe, ihrem harten Arbeitsleben und ihrer gelassenen, unpathetischen Frömmigkeit wiedergeben.

Der Nachlaßband *Lob der Vergänglichkeit* faßt dann alle Elemente des Schaffens des Dichters noch einmal, gleichsam in einer großen Coda, zusammen. Hier stehen große hymnische Gedichte wie „Städte“ neben einem „Bauernspruch zur Sonnenwend“, ein „Römischer Brunnen“, eine „Erinnerung an Majola“ neben dithyrambischen Versen, die das Meer paraphrasieren. Hier zeigt der Dichter auch seine Übersetzungskunst an italienischen Autoren wie Montale, Ungaretti, Papini und Betti. Hier finden sich endlich auch so vollkommen gelöste Verse, die bis zu jener letzten Einfachheit gelangen, in der sich das Leben am tiefsten spiegelt, wie in dem zweistrophigen Gedicht

#### Aufblick

Leuchtend hängt Gewölke in den Bergen,  
 Lautlos taucht ein Falke in den Wald,  
 Wo die Herden gehen in den Bergen,  
 Läutet noch ein Ton, der fern verhallt.

Kein Gedanke haftet an der Erde,  
 Alle Sehnsucht nach der Sonne brennt,  
 Tiefer atmend hebt sich auf die Erde,  
 Leuchtend steht Gewölk am Firmament.

<sup>4</sup> Verlag Langen-Müller, München, 1935.

<sup>5</sup> Styria Verlag, Graz, 1938.

## DAS SCHULHEFT DES DICHTERS

(Gerhart Hauptmann) \*

C. F. W. BEHL

Vor mir liegt ein nur noch locker zusammengehaltenes Oktavheftchen, am Rande leicht zerfleddert, auf dessen 74 Seiten in kunterbuntem Durcheinander Stundenpläne, französische und lateinische Vokabeln, Rechenexempel und andere Schulaufgaben mit Bildkritzeleien, karikaturistischen Zeichnungen und Tintenschnörkeln abwechseln. Den geräumigsten Platz in diesem Universaldiarium des Quartaners Gerhart Hauptmann aus dem Schuljahre 1877/78 der Breslauer Realschule am Zwinger nehmen Gedichte und kleine dramatische Szenen ein, die in ebenso zarten wie energischen deutschen Schriftzeichen mit nur wenigen Strichen und Verbesserungen hingeschrieben sind. Andere Gedichte – in Reinschrift – liegen auf losen Blättern bei.

Ein Verwandter hatte eines Tages dem Dichter das längst aus dem Gedächtnis entschwundene Heftchen geschenkt, ohne dabei zu verraten, wo er es aufgestöbert haben mochte. Irgendwie war einmal unser Gespräch darauf gekommen, und Frau Margarete hatte den sorgsam behüteten Schatz aus der Tiefe ihrer Kasette hervorgeholt. Als Hauptmann in den vergilbten Papieren blätterte, spielte ein Widerschein des Erinnerns an fern Vergangenes auf seinen Gesichtszügen. Er sprach einige Namen aus der langen Liste seiner sechsundsechzig Mitschüler vor sich hin, und man spürte deutlich, wie die beschworenen Schatten aus der Tiefe der Zeit lebendig vor ihm aufstiegen.

Ich erbat mir das Heft, weil frühe Versuche späterer Meister stets jenen hohen Reiz ausüben, den das Betrachten von Kindheits- und Jugendbildern reifer Menschen gewährt. Man braucht dabei durchaus nicht gleich eine Hetzjagd auf die „Klaue des Löwen“ zu veranstalten.

Es ist bekannt, wie tief der Knabe Gerhart Hauptmann in Breslau unter der verständnislosen Schulmeisterei seiner Lehrer litt, wie er sich aus seinem Salzbrunner Kindheitsparadies verstoßen fühlte. Kein Wunder, daß der verträumte, phantasiebeflügelte Geist sich ins Fabulieren rettete und versponn. So füllten sich denn die Seiten seines Schulheftes höchst ordnungswidrig mit Versen und Wortklängen. Aus diesen teils noch ungelenken, zum Teil aber auch schon überragend formsichern Versuchen schaut uns das Gesicht Hauptmanns unverwechselbar entgegen. Sein Gerechtigkeitsfanatismus etwa spricht aus der leidenschaftlichen Anklage des Indianers gegen den „Weißen Mann“: „Was seid ihr denn gekommen / über das salzige Meer? / Wo habt ihr denn die Rechte / und die Erlaubnis her?“ Man denkt unwillkürlich an das Be-

\* Den Monatsheften zugesandt durch Professor Frederick W. J. Heuser, Columbia University, von Oberlandesgerichtspräsidenten C. F. W. Behl, Schweinfurth.

<sup>1</sup> Die Kasette, in der dieses Schulheft aufbewahrt wurde, ist von Soldaten verschleppt worden, als sich das G. H. Archiv auf Schloß Kaibitz befand. Das Heft muß daher als verloren gegangen angesehen werden.

kenntnis in dem knapp fünf Jahre später entstandenen Jugenddrama *Germanen und Römer*: „Ich schlage mich zu dem, der Unrecht leidet / und kämpfe gegen den, der Unrecht tut.“ Das Indianergedicht des Schulheftes, sicherlich eine Frucht der geliebten Lederstrumpf-Lektüre des Kindes, enthält noch eine besondere literarische Pikanterie: den ersten schlesischen Dialektlaut in Hauptmanns Dichtung, und zwar aus dem Munde des – Indianers: „Doch nicht im freien Kriege / habt ihr das Volk besiegt. / Nein, mit dem Feuerwasser / habt ticksch ihr uns bekriegt.“ Ein anderes Gedicht „Odins Klage zur Römerzeit“ bestätigt den starken Einfluß von Dahn und Jordan, der noch in den Plastiken des Bildhauers Hauptmann fortgewirkt hat. Sehr entschieden tritt auch schon der balladeske Zug in Erscheinung, gewissermaßen ein Vorklang zum *Bunten Buch*. So etwa in dem wortschwelgerischen Gedicht von der „Karavane“, die in glühender Wüste vom Samum überfallen wird. Unverkennbar ist hier eine genießerische Freude am Spiel mit Gleichklängen: „Brausend, sausend kommt er gezogen, / schrecket, decket die Wanderer all ....“

Undinenromantik waltet in dem Gedicht „Phantasie“. Wasserfrauen ziehen einen Jüngling hinab in die Tiefe des Stroms ihm drunten „des Rheingolds Schimmer“ zu zeigen. Sein Vater, der Fischer, „blickt lange an den lieblichen Strand, / dann schaut er in die Wellen hinab / Er steht auf seines Sohnes Grab. / Die Lilien weinen leise.“ Im Rhythmus ist jene heimliche, abklingende Musik vernehmbar, die wir aus der *Versunkenen Glocke* kennen. Auch an Reflexionen fehlt es nicht: „Wollt ihr nach dem Glücke jagen, / wollt ihr über Täler gehen, / müßt ihr auf dem goldnen Seile / nur nach einem Punkte sehen.“ Tief und innig empfunden ist das Requiem auf einen toten Freund: „Schlummre, schlummre du sanft, trauter und lieblicher Freund ....“ Der schöne Überschwang jugendlicher Empfindungsstärke verströmt sich darin. Man denkt an Dominik, den hochbegabten Mitschüler seines Bruders Carl, dessen Selbstmord auf Hauptmann einen sehr tiefen Eindruck gemacht und dem er später im *Emanuel Quint* ein Denkmal gesetzt hat.

Sehr amüsant sind die beiden szenischen Versuche im Schulheft. Das erste Stücklein ist „Helene“ betitelt. Es handelt sich um die schöne Tochter eines Edelmannes, die den Grafen Karl von Albanien liebt. Aber der Prior eines Klosters, nach ihr lüstern, überredet die Eltern, sie zur Nonne zu machen. Graf Karl büßt bei dem kriegerischen Überfalle aufs Kloster sein Leben ein. Ausgeführt sind nur einige Klosterszenen des Anfangs, die den Prior und seine Leute als Pokulierer, Genußlinge und zynische Heuchler zeigen. Bacchus wird vielfach angerufen und die erste Szenenanweisung, die Hauptmann je niedergeschrieben hat, stellt Weinflaschen und Gläser auf die Bühne. Mit besonderer Spitzfindigkeit könnte man entdecken, daß hier der erste Keim zur *Tochter der Kathedrale* vorliege. An dramatischer Dynamik fehlt es den Szenen nicht. Wenn die Mutter des Priors gegen den eigenen Sohn mit wüsten Schmä-

reden zu Felde zieht, erhält sie von einem seiner Leute einen heftigen Schlag, der, wie es mit entzückender Naivität heißt, „auf zwei Stunden Ohnmacht berechnet ist.“

In die andere dramatische Szene, ein zuweilen in kriegerische Verwickelungen ausartendes Streitgespräch zwischen Amor und Hermes, spielen Erinnerungen an die Zinsoldatenkämpfe der Kinderwelt hinein, und wenn der eine der zankenden Götter gar eine – Mitrailleuse auf-fahren läßt, erkennt man unschwer frühe Eindrücke aus dem Kriege 1870/71.

Hauptmann zeigte sich bei einer Vorlesung sehr belustigt über diese „Jugendsünde.“ „Als ich dies Heft mit den Gedichten einmal einem Mitschüler zeigte,“ erzählte mir Hauptmann, „da hat er mich ausgelacht; ich solle ihm doch nicht vorlügen, daß ich diese Gedichte selbst gemacht hätte.“ Von den Lehrern, die eine Zeichnung des Knaben in dem gleichen Schulhefte uns als Alpdruckerscheinungen mit Buch und langem drohend gerecktem Bakel überliefert, hat offenbar keiner einen Blick in das unscheinbare Diarium getan. Und doch hätte ein solcher Blick genügt, um zu erkennen, daß in dem letharisch wirkenden Jungen, dem in der Schulbank „die Glieder vom Sitzen einschliefen und das Hirn die Aufmerksamkeit versagte“, doch wohl etwas schlummere, das nur des verständnisvollen Anrufs harrete.



## HENRY JANSSEN † 30. JANUAR 1948

ERNST BEUTLER

*Frankfurt a. M.*

Es muß im Sommer 1930 gewesen sein, als mir Henry Janssen zum ersten Male entgegentrat. Das Freie Deutsche Hochstift hatte damals seine kleinen Büros noch in einem Hinterhause, das zwischen der Kaiserstraße und dem Goethehaus stand. Unten vor meinem Fenster lag der Mörderhof. Ein Juwelier, der seinen Laden in der Kaiserstraße gehabt, war hier kürzlich erschlagen worden. Seitdem hatte der Hof bei den Kindern der Nachbargassen seinen grauslichen Namen. Die Büros selbst aber waren keineswegs grauslich; sie waren trauliches Biedermeier. Die Räume verwinkelt, Stufen auf, Stufen ab; und den Grundriß meines Amtszimmers könnte ich heute nicht mehr aufzeichnen. Die Möbel waren schönes Mahagoni, die Tischdecken grün mit ehrwürdigen Motenlöchern, und an der Wand zwischen Schattenrissen ein alter Spiegel. Ja, es roch hier förmlich nach guter, alter Zeit. Alle Werte waren echt, aber auch ganz anspruchslos. Und eben das war es, was Henry Janssen sofort anzog. Das altväterlich Bescheidene, wie eine stille Insel des Einst, mitten in der prätentösen Reklame einer Stadt des Welthandels, es tat ihm wohl und erweckte sein Vertrauen. So ähnlich war ja auch die Welt seiner Kindheit gewesen. Es waren gute Erinnerungen, die den Industriemagnaten von Drüben in dem Hochstift des alten Frankfurt überkamen.

Er sei in Bad Nauheim zur Kur, sagte er. Seine Heimat wäre Reading in Pennsylvania, von Geburt aber wäre er Deutscher. So stünde es auch um die anderen beiden Männer, mit denen zusammen er soeben eine Stiftung zur Pflege der kulturellen amerikanisch-deutschen Beziehungen gegründet habe, um den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Arbeit den Völkern zugutekommen zu lassen, die sie liebten. Es wären die Herren Thun und Oberlaender; und der Grundstock ihrer Industrien diene der Herstellung von Maschinen für Strumpfwirkerei. Der Oberbürgermeister von Frankfurt, der auch in Nauheim sei, habe ihn aufgefordert, ihre Stiftung möge doch die Stadt bei der Errichtung eines Goethemuseums in Frankfurt unterstützen. Das habe er abgelehnt. Wenn er dem Hochstift bei seinen Museumsplänen helfen wolle, so würde er das unmittelbar tun und nicht auf dem Umwege über eine städtische Verwaltung. Dies zu besprechen, eben deswegen sei er da.

Das Freie Deutsche Hochstift hatte damals gerade begonnen, die schweren Folgen des ersten Weltkrieges und des Geldverfalls zu überwinden. Man hatte, um das verloren gegangene Stiftungsvermögen zu ersetzen, zu einer „Deutschen Volksspende für Goethes Geburtsstätte“ aufgerufen. Von dem Ertrag sollte das Goethehaus erhalten und ein Museum gegründet werden. Auf die wirtschaftlich gute Zeit nach der Währungsenernung von 1925 war ein Rückschlag erfolgt. Die Samm-

lung drohte ins Stocken zu geraten und wir suchten die Horizonte aller vier Himmelsrichtungen ab, ob Hilfe käme. Das Wunder geschah.

Henry Janssen war ein Mann des tätigen Lebens und der Gegenwart. Er lebte im Tun und nicht in Büchern. Aber er hatte ein tiefes Verständnis für echte Größe und so eine lebendige Verehrung für Goethe. Seiner Tochter aber, Mrs. Helen Janssen-Wetzel, einer Freundin und Kennerin alter Kunst, gefiel der Gedanke eines Museums. So stellte Henry Janssen dem Hochstift eine beträchtliche Summe zur Verfügung und das wirkte wieder als Ansporn auf die deutschen Kreise. Jahr für Jahr kam er dann wieder, sah das Wachstum des Museums und freute sich daran. Ja im Goethejahr 1932 schenkte er dem Hochstift ein Originalporträt des Dichters, ein Brustbild von Heinrich Kolbe aus dem Jahre 1826, eine Wiederholung des Meisters nach jenem lebensgroßen Bild in ganzer Figur, das Goethe vor dem Hintergrund des Vesuvs zeigt und das in der Universitätsbibliothek zu Jena hängt. Eine weitere Gabe war ein Porträt von Schillers Freund, Christian Gottfried Körner, gemalt von dem ersten deutschen Porträtmaler seiner Zeit, von Anton Graff. Beide Gemälde tragen einen Vermerk, daß sie zur Erinnerung an die Gattin und die Tochter des Gebers, an Mrs. Wilhelmine Janssen und Mrs. Helen Janssen-Wetzel gestiftet worden sind.<sup>1</sup> Noch kurz vor dem Weltkrieg war Henry Janssen zu einer weiteren Hilfe bereit. Jetzt handelte es sich um ein großes Bild des Kasseler Hofmalers Johann Heinrich Tischbein d. Ä., das den Künstler vor seiner Staffelei im Kreise seiner Familie darstellte, ein schönes Interieur, auf dem auch Papagei und Schoßhund und Kätzchen als zum Familienkreis gehörig ihren Platz gefunden hatten. Der Ausbruch der Feindseligkeiten hinderte leider die Verwirklichung dieses letzten Ankaufs. Die Stadtverwaltung von Frankfurt hat Herrn Janssen ihren Dank für seine vielfache Unterstützung dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie seine gelegentliche Anwesenheit in Deutschland benutzte, um ihm am 28. August im Thoranzimmer des Goethehauses bei Verleihung des Goethepreises die Goethemedaille der Stadt Frankfurt zu verleihen.

Die viereckige Medaille zeigt auf der einen Seite der Bronze das Haus am Hirschgraben, am Rande die Inschrift: „Für Verdienste auf kulturellem Gebiet. Stadt Frankfurt am Main. Goethejahr MDCCCCXXXII“. Die andere Seite ziert in der Mitte der Kopf des Dichters, wiedergegeben nach der so schönen Alterszeichnung von Sebbers, die heute das German Department der Universität Princeton besitzt. Daneben steht das Wort Goethes: „Große Gesinnungen und Gedanken sind uns eigentlich immerfort nötig, wenn das graue Netz des täglichen Lebens sich nicht über uns zusammenziehen und seine Farbe auf uns übertragen soll“.

<sup>1</sup> Das Gegenstück zum Porträt Körners, ein anmutiges Frauenbildnis seiner Gattin, der Tochter von Goethes Leipziger Lehrer im Radieren, des Kupferstechers Stock, schenkte zu gleicher Zeit Ferdinand Thun im Namen seiner Tochter Hildegard dem Museum.

„Große Gesinnungen und Gedanken“, Henry Janssen hat sie bewährt. Gibt es ein echteres Zeichen großer Gesinnung, als wenn ein Mensch die Fülle der Macht und des Reichtums, beides nur durch unablässig arbeitsames Leben errungen, der Allgemeinheit zugute kommen läßt und in den Dienst der Mitwelt stellt. Man muß nach Reading gehen, um zu wissen, was diese Stadt ihm dankt: die Boulevards und Parks, das „Reading Public Museum und Art Gallery“, das mustergültige, großzügig angelegte und immer wieder erweiterte Hospital. In Deutschland zeugt für Janssen der Neubau der Universität Heidelberg, die ihn mit dem Doctor honoris causa ehrte. Zu alledem kommen die vielen persönlichen Hilfeleistungen kultureller und karitativer Art. Niemand weiß, wo und wann Janssen überall geholfen hat. Er sprach nicht davon. Einer Tat aber sei besonders gedacht, der Stiftung der „Carl Schurz Memorial Foundation“, im Juli 1930.

Janssen hat einmal zu mir geäußert, es wäre vielleicht falsch gewesen, diese Stiftung für deutsch-amerikanisch kulturelle Beziehungen nach Carl Schurz zu benennen. Man hätte für sie möglicherweise Goethes Namen wählen sollen. Es war nicht falsch. Carl Schurz, das ist ein Programm, ein liberales, ein soziales, ein politisches. Auf dieser Plattform und nicht von der Dichtung her hat die Annäherung der beiden Völker zu erfolgen. Der Name eines Mannes, der an Abraham Lincolns Seite gefochten hat, muß am Mississippi mehr Vertrauen genießen als der Name eines Poeten, um dessen Werke man selbst in Deutschland nicht so weiß, wie man um sie wissen sollte. Viel Gutes hat die Carl Schurz Memorial Foundation in den achtzehn Jahren ihres Bestehens gewirkt. Ihre Hauptaufgaben liegen aber noch vor ihr. Nie war sie so notwendig wie heute. Bestünde sie nicht, man müßte sie gründen. Eiligst gründen, sofort gründen. Das Schicksal hat die beiden Völker einander intimer „angenähert“ als je vorauszusehen war, sehr plötzlich und ohne daß man auf dieser Begegnung vorbereitet gewesen. Jetzt müssen sie einander verstehen lernen. Davon hängt die Zukunft ab. Viele Bekanntschaften beginnen mit Mißverständnissen und werden dennoch Freundschaften. Aber es muß Mittler geben, die die Mißverständnisse zerstreuen. Solch ein Mittler zu sein, das war und ist die Aufgabe der hohen Stiftung, die in dem früheren *Customhouse* in Philadelphia ihren Sitz hat.

„Henry Janssen never doffed his work clothes“, so heißt es in einem Nachruf, der in Reading gedruckt wurde. Und in der Tat, überschaut man das Werk dieses Mannes, so gilt von ihm, dem zweiundachtzig Jahre vergönnt waren, das Wort des 90. Psalms: „Wenn unser Leben hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“. In einer Stadt der Arbeit, in Barmen, wo jetzt eine Straße seinen Namen trägt, war er zur Welt gekommen, am 8. Februar 1866; die Staaten hatten eben ihren Bürgerkrieg beendet, den Deutschen stand er noch bevor. Der Vater besaß einen

kleinen Buchladen, verbunden mit einer bescheidenen Druckerei. Mit fünfzehn Jahren wurde Henry Lehrling in einer Werkstatt für landwirtschaftliche Maschinen. Er wohnte im Hause seines Meisters, der morgens heimlich die Uhr eine Stunde vor- und abends eine Stunde zurückstellte, bis Henry hinter diese Schliche kam und den erlisteten zwölfstündigen Arbeitstag in den damals üblichen zehnstündigen zurückverwandelte. Im Herbst 1888, also 22 Jahre alt, verließ Janssen, den schweren, ungefügen Holzkoffer auf dem Rücken, die Heimat und schiffte sich ein nach Amerika. Er fand schnell Stellung, in Brooklyn in einer Maschinenfirma, war nach einem Jahr schon Vorarbeiter und gewann in dem Boardinghaus, in dem er wohnte, in einem anderen jungen Barmer Auswanderer einen Freund fürs Leben, Fritz Thun. Und wieder ein Jahr weiter, im Herbst 1890, da hatte Janssen in demselben Brooklyn schon eine hübsche kleine Wohnung, in der alles von ihm selbst eingerichtet war. Die Fenster hatte er mit den freundlichsten Vorhängen geschmückt, die neuste Nähmaschine stand bereit, nun war alles fertig, die Braut aus Deutschland heimzuholen in die neue Welt, die Braut, die jetzt als Mrs. Janssen für viele gesegnete Jahrzehnte die treue Lebenshelferin für den Gatten werden sollte. Im Jahre 1892 eröffneten Fritz Thun und Henry Janssen wagemutig, wie sie waren, ein eigenes Geschäft in Reading, und wiederum vier Jahre später, 1896, bauten sie die erste Fabrik: The Textile Machine Works im Vorort der Stadt, in Wyomissing. Heute ist dieser Vorort wie eine Stadt für sich; Fabrik schließt sich an Fabrik, großzügig im Ausmaß, vorbildlich in der Anlage und Fürsorge für die Arbeiterschaft, deren Zahl jetzt 15 000 betragen mag. Nahebei, am Reading Boulevard von Wyomissing, 1915 im schönsten Colonial Stil gebaut, steht zwischen Bäumen und Blumen das Haus, in dem Janssen die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens die Heimat hatte, umgeben von Schätzen der Kunst, selber aber im Wesen so schlicht und einfach, wie er stets gewesen. Selbst für Amerika ist diese Entwicklung außergewöhnlich, ein Epos der Arbeit und des Erfolges.

Wo liegt das Geheimnis so glückhafter Entwicklung? Immer unvergeßlich wird mir ein Wort bleiben, das mir ein Gelehrter, den ich wie wenige verehrt habe, das mir Aby Warburg in Hamburg einmal sagte, der Renaissanceforscher und Gründer der Bibliothek Warburg, die heute im Britischen Museum ist: „Der liebe Gott steckt im Detail“. Henry Janssen glaubte seine Erfolge demselben Credo zu verdanken, und so schrieb er 1929 in ein Stammbuch:

Gründlichkeit, Sorgfalt und Treue im Kleinen,  
Ob groß oder klein das Werk mag scheinen,  
Sei Richtschnur dir immer,  
Erfolg fehlt nimmer.

Janssen hat um diese Urtugend aller Arbeit gewußt. Aber anderes kam hinzu: Erfindungsgabe, Tatkraft, Weitblick. Ja, dieser Weitblick war

es, der ihn über die bloß kaufmännische Ebene hinaushob und verbunden mit der Verantwortlichkeit eines warmen Herzens, ihn zu einem wirklichen Kulturpolitiker machte. Ohne Worte, aber in Taten. Im allgemeinen erleben wir das Umgekehrte.

Ich persönlich dankte Henry Janssen im Jahre 1934 einen dreimonatlichen Aufenthalt an den Universitäten und Colleges des östlichen und mittleren Amerika, bis hin nach Madison, Bloomington und Charlottesville. Die Reise war von entscheidender Bedeutung für meine Bildung. Erst jetzt lernte ich, was Welt sei. Möchte es möglichst vielen vergönnt sein, in gleicher Weise mit beiden Continenten vertraut zu werden und beide Continente lieben zu lernen. Erst dies macht frei.

Als ich die Nachricht von Janssens Tode erhielt, war mir, als ob ich einen Vater verloren hätte. Die Hoffnung war begraben, ihn, der so lange es nur anging jährlich im Sommer nach Deutschland und dann auch ins Haus Goethes gekommen, noch einmal wiederzusehen. Daß ich ihm meine „Essays um Goethe“ hatte widmen können, war ein kleines Zeichen eines großen Dankes, den wir in Deutschland diesem Manne schulden. Es geschah, obwohl Amerika und Deutschland mitten im Kriege waren. Aber gerade darum war mir diese Widmung notwendig, düsterster Gegenwart zum Trotz ein Symbol jener Zukunft, für die Henry Janssen gelebt hatte.



## UNTERRICHT UND ERZIEHUNG

R. O. RÖSELER

*University of Wisconsin*

Wir leben heute in einem Zeitalter politischer, wirtschaftlicher und sozialer Unruhe, wo alte scheinbar festgegründete Systeme sich auflösen und unter Zuckungen und Schmerzen des Menschheitskörpers sich neue an ihre Stelle zu setzen suchen, wo Staaten zusammenbrechen, neue Grenzen gezogen werden und was heute Freund ist, plötzlich morgen als Gegner erscheint. Dieses äußere Geschehen in der Welt ist nicht ohne Rückwirkung auf das geistige Leben unserer Zeit geblieben, obwohl es vielleicht manchem von uns wenig wahrscheinlich dünken mag, daß in einer Zeit wie dieser, das Pendel geistiger Unruhe zu schwingen begonnen haben sollte. Dem ist aber so. Neue Ideen und neue Ideale versuchen althergebrachtes Denken und lange Zeit im geistigen Leben der Völker für wahr und richtig Gehaltenes bei Seite zu setzen und an deren Stelle zu treten. Nicht daß diese Ideen und Bewegungen nun absolut neu sind, ihre Anfänge liegen oft weit zurück und sind oft in ihrem Kerne schon lange vor unserer Zeit vorhanden gewesen. Greifen wir eine dieser Bewegungen heraus, die sich in unserm amerikanischen Volksleben auf dem Gebiete der Erziehung durchzusetzen sucht: die Auseinandersetzung zwischen Individualismus und Sozialismus.

Unsere Vergangenheit auf dem Gebiete des Erziehungswesens war unter dem Einfluß englischen Denkens und englischer Weltanschauungen, die im letzten Grunde doch immer führend und vorherrschend in unserm Lande geblieben sind, individualistisch geformt. Die Pädagogik des 19. Jahrhunderts, und besonders die der letzten Jahrzehnte, ist Persönlichkeitspädagogik gewesen, sowohl in Hinsicht auf die Probleme des Kindes wie die des Lehrenden. Die große geistige Bewegung, welche den Abschluß des mittelalterlichen kollektivistischen Denkens bezeichnet, die Lehren des Naturrechts und der Aufklärung, die sich besonders stark in England durchsetzten und von dort aus in unser Land übertragen wurden, haben den Gedanken der Persönlichkeit in den Mittelpunkt der Weltanschauung und damit auch in den der Erziehung gerückt. Damit hatte man alle jene Fäden abgerissen, welche die Erziehungsidee als eine wesentliche Idee der Gemeinschaft mit der Gemeinschaft des Lebens verknüpften, eine Idee, wie sie schon ein Plato gelehrt hatte. Die Erziehung wurde zu einer Angelegenheit des Einzelnen gemacht: „Freie Bahn dem Individuum“; „Dem stärksten Individuum gehört die Welt.“ Daneben und innig damit verbunden ging die Psychologisierung der Erziehung. Damit wurde der zentrale Gedanke der Erziehung immer mehr zu einer Technologie, und es kam zu dem, was bis heute gegolten hat, augenblicklich noch gilt, und von dem wir langsam abzurücken im Begriff stehen, nämlich: Erziehung ist gleichbedeutend mit Unterricht. Weil die Erziehung gelöst war aus dem Zusammenhang mit dem Leben und der

Gemeinschaft, weil sie immer mehr zu einer Funktion intellektueller Bildung wurde, die, besonders in unsern Colleges, möglichst schnell zu einem Spezialistentum führte — oder führen sollte — darum war es sehr natürlich, daß man in der Pädagogik gar keine Wissenschaft sah, weil sie angeblich keine Eigenwerte enthielt, zur Technik des Unterrichts nichts beizutragen hatte und mit ihren Grundsätzen der Erziehung des Menschen im Menschen nichts beitrug zur Ausbildung eines „professionals“, eines geschickten Statistikers, eines sorgfältig arbeitenden Sammlers oder Bibliographen, usw. Deshalb wurde auch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von unserm Schulsystem die ganz unmögliche Formel des deutschen Philosophen Herbart mit dem größten Enthusiasmus übernommen und mit amerikanischer Exaktheit durchgeführt, daß die Ethik der Erziehung das Ziel, die Psychologie die Methode zu stellen habe. Das hatte zur Folge, daß Pädagogik damit und mit den „fünf formalen Stufen“ Herbarts, die jedem angehenden Lehrer wie die Sätze eines Katechismus eingedrillt wurden, zur Technologie wurde: ein Sondergebiet der Ethik auf der einen Seite, was zum Übergehen vieler Professoren der Philosophie in das Education College führte, und ein Sondergebiet der Psychologie — besonders der experimentellen Psychologie und der Statistik — auf der andern Seite, was Dutzenden von „Technologen und Statistikern der Seele“ in den Education Colleges Brot und Arbeit gab. In dieser dienenden Stellung befand sich und befindet sich unsere amerikanische Pädagogik auch heute noch, und erst in neuerer Zeit mehrten sich die Versuche, diesen Zwiespalt zu überwinden.

Die Auswirkungen jener Einstellung zur Pädagogik sind deutlich zu verfolgen. Die philosophische Armut, die angebliche Unmöglichkeit eigener Wertbildung, gab unserer ganzen pädagogischen Literatur jenes Gepräge unschöpferischer Gestaltung; statt der Kern einer Entwicklungslehre zu werden, die machtvoll von einem zentralen Gedanken und Willen aus das Ganze zeugt und gestaltet, erlahmte sie in allerlei Umschreibungen und Ableitungen irgendwelcher philosophischer Systeme. Statt Impuls zu sein, der in die Zukunft weist, wurde sie Geschichte und Technik. Nach der theoretischen Seite hin wuchs sie zu einer Technologie des Denkens und Wollens aus, nach der praktischen Seite hin wurde sie eine Systematik kleiner Kniffe und Schliche, Methoden genannt, mit denen man möglichst schmerzlos das Wissen und den Stoff des absolut zu erledigenden Lehrplans an die Kinder und Studenten heranzubringen suchte in einem „Winnetka plan“, „supervised study plan“, dem „Dalton system“, „Missouri system“, „progressive school system“, „Deutsch in drei Akten“, „Deutsch nach dem Mim-Mem System“, „Deutsch nach dem army system“, „Deutsch aus dem Grammophon und auf Platten gezogen“, „Deutsch nach dem Laboratorium System“ und wie sie alle hießen und noch heißen — in vielen Fällen mit dem Ergebnis, daß die Lehrenden zu klagen begannen, daß ihre Schüler für nichts mehr zu interessieren seien, nichts mehr lernten, und vielen von den Schülern

und Studenten der ganze Schulkram gleichgültig zu werden begann. Der individualistische Charakter des 19. Jahrhunderts wurde in unserm Erziehungssystem weitergeschleppt, die durchaus individualistische Forderung „Freie Bahn dem Tüchtigen“ — education for leadership — als soziale Notwendigkeit und als sozialer Fortschritt angesehen, den man mit allerlei intellektualistischen Mitteln und Wegen zu verwirklichen suchte. Man ging vom Individuum aus und zum Individuum hin, und es entstand ein pädagogischer Impressionismus, der alles in das Flimmern des individuellen Erlebnisses auflöste; aber das Höhere wäre und ist die Organik des Geistes, das organische Gestalten des geistigen Lebens aus einer großen, umfassenden und richtunggebenden Idee heraus.

An der Schwelle zu diesem Übergang scheinen wir heute in unserm Erziehungswesen zu stehen. Noch sind die einzelnen Strömungen unklar und ohne feste Formen. Aber doch hat es den Anschein, als wolle sich aus dem Vielerlei des heutigen Lebens und der gegenwärtigen Lebensäußerungen, trotz starker Gegenbewegungen, eine starke leitende Gesamteinstellung entwickeln, die wieder bestimmend zurückwirkt auf die Einstellung des Zeitwillens innerhalb der Erziehung. Es ist der Gedanke der Gemeinschaft, des Sozialen, den unser amerikanische Philosoph John Dewey schon vor ein paar Jahrzehnten an die Stelle des herrschenden individuellen Ideals gestellt hat und der sich gegenwärtig langsam durchzusetzen scheint. Mit Mißtrauen, ja Erbitterung wurde diese Idee seinerzeit von unsern Führern im sozialen und wirtschaftlichen Leben und besonders von den College- und Universitätsspezialisten aufgenommen, aber mehr und mehr mehrten sich die Stimmen, die sich stark gegen die individuellen Prinzipien in unserm Erziehungswesen wandten und für den Gedanken der Gemeinschaft, des Sozialen, als Aufgabe der amerikanischen Erziehung eintraten: nicht mehr der Einzelmensch ist Ziel des Seins, sondern der Mensch schlechthin. Diese Idee führte wieder zu einer Philosophie der Erziehung, die in dem Gedanken wurzelte, daß der Mensch nicht ein Einzelwesen ist, eine Individualität im Sinne des Naturrechts, sondern stärker, wesentlicher und bedingter ist sein Sein als Glied einer Gemeinschaft; nicht etwa nur der rein wirtschaftlichen Gemeinschaft, der Klasse oder eines sozialen Standes oder einer Nation als politische Gemeinschaftsform, sondern zugleich in einem allgemeineren Sinne: als geistiges Wesen, als eine Erscheinungsform des Geistes.

Der Geist ist gewiß nichts Absolutes in dem Sinne, als ob er ohne Mensch auch wirklich und wirkend vorhanden wäre: Geist ist nur durch den Menschen als wirkende Erscheinung vorhanden. Insofern bleibt es durchaus nicht bedeutungslos, welche Formen das menschliche Dasein aufzuweisen hat, beim Einzelnen und beim Ganzen. Je mehr die Formen des menschlichen Daseins den Geist zur freien Entfaltung und Entwicklung bringen, um so geistgemäßer sind sie. Lebensordnungen, welche das geistige Leben unmöglich machen oder in welchen das geistige Leben nur im Widerspruch zu ihnen sich entwickeln kann — wie sie leider in

unserer gegenwärtigen Welt auch existierten und noch existieren — sind ungeistige, atavistische Formen, die die menschliche Entwicklung zu überwinden hat und auch überwindet. Diese Entwicklung des Geistes zur Freiheit hin im Dienste der Gemeinschaft ist gegenwärtig die Grundidee unserer Erziehung, denn darin beruht nach John Dewey der Sinn der Erziehung und seine metaphysische Kraft: metaphysisch in dem Sinn, daß diese Entwicklung die Natur überwindet. Damit wird auch der Begriff der Erziehung ein äußerst mannigfaltiger; Erziehung ist weit mehr als eine Technologie der Bildung, sie ist eine Totalität, eine Funktion des Geistes, die das ganze Leben beherrscht in seinen verschiedensten Formen, sie ist ein Ganzes, das in der Kultur eines Volkes seinen deutlichsten Ausdruck findet. Mit dieser Zielsetzung wächst die Erziehungs-idee über alle methodische Psychologie und alle moralische und praktische Zwecke hinaus, sie ordnet das Leben nach seinen verschiedensten geistigen und wirtschaftlichen Funktionen ein in den großen Gedanken der Entwicklung des Menschengeschlechts durch Erziehung.

So aufgefaßt ist Erziehung ein Doppeltes: insofern als die Gemeinschaft sich selbst erzieht, und der Einzelne durch die Gemeinschaft erzogen wird. Die Selbsterziehung der Gemeinschaft tritt als die soziale Seite des Erziehungsgedankens in Erscheinung; die Erziehung des Einzelnen ist naturgemäß eine individuelle, aber in einem andern Sinne individual als man dies bisher meinte: nämlich insofern als das Ziel dieser Erziehung nicht die Persönlichkeit an sich ist, sondern die Persönlichkeit als Glied der Gemeinschaft. Individuelle Erziehung bedeutet demnach mehr als ein „Freimachen von Hemmungen“, als ein bewußtes Bilden zu einem vorgesteckten persönlichen Ziele hin, wobei es immer noch zweifelhaft geblieben ist, ob und wie weit ein bewußtes Bilden wollen eines Individuums von Seiten des Erziehers und Lehrenden überhaupt möglich ist, und ob nicht Goethe recht behält, wenn er sagt:

Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;  
 So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,  
 Sie erziehen aufs best und jeglichen lassen gewähren,  
 Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;  
 Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise  
 Gut und glücklich.

In der Erziehung handelt es sich um die Entfaltung des Schöpferschen, dies aber bricht aus dem Eigenen, wenn seine Zeit gekommen ist. Hier gibt es nicht Absicht und intellektuelles Wollen. Demnach kann in diesem Sinne die individuelle oder Persönlichkeitsbildung nur Hemmungen äußerer Art aus dem Wege räumen, und das Wesentliche für die Erziehung des Einzelnen durch die Gesellschaft kann nur die Erziehung zum Gemeinschaftsbewußtsein bedeuten. Das bedeutet keineswegs eine Einengung der bisher praktischen Pädagogik, im Gegenteil: gerade der Einblick in das psychologisch Mögliche zwingt zu feinsten Erarbeitung aller dieser Möglichkeiten, die menschlich differenziert sind.

Das ist viel, aber doch ist es nicht das Ganze. Unserer heutigen pädagogischen Wissenschaft freilich dünkt es noch das Ganze zu sein, und daher ist der ganze Umkreis der Individualerziehung bis heute nicht Erziehung sondern Unterricht geblieben, und es klingt fast wie eine schöne fromme Sage, daß es einmal eine Zeit gegeben haben sollte, in der einer als „erzogen“ galt, der nicht vier Jahre lang Unterricht in einem College *genossen* hatte. Der tiefste Unterschied zwischen Unterricht und Erziehung, zwischen Didaktik und Pädagogik, beruht darin, daß das erste eine intellektuelle Aufgabe ist, das zweite aber sich auswirkt als Funktion der Gesellschaft, größtenteils unbewußt, eine Erziehungsform ist, mehr noch: die Tatsache der geistigen Entwicklung im Einzelnen und in der Gemeinschaft — eine universale Lehre vom Werden des menschlichen Geistes und seine Auswirkung als Form.

## NEWS and NOTES

### Zur Neuauflage von Goedekes Grundriß, Band IV, 2 bis 5

In der im Folgenden abgedruckten Einladung zur Mitarbeit an der Neuauflage des seit Jahren vergriffenen vierten (Goethe-) Bandes des Goedekeschen Grundrisses wird darauf hingewiesen, daß der Herausgeber des sich in Vorbereitung befindlichen Bandes „Goethe Research in Amerika, A Critical Goethebibliography, 1914-1949“ (cf. *Monatshefte*, XL, No. 1, 1948) bereit erklärt hat, sein umfangreiches nord-, südamerikanisch und kanadisches Material der Leipziger Goethe-Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Obwohl für diesen Zweck alle einschlägigen wissenschaftlichen Zeitschriften, deren Titel den bekannten Bibliographien (American Bibliography, PMLA; Anglo-German Literary Bibliography, JEGP; Goethe Bibliography, *Monatshefte*) vorausgehen, durchgeprüft worden sind, fehlt es den Herausgebern des neuen Goedeke-Bandes und denen der amerikanischen Goethebibliographie noch immer an Titeln von Aufsätzen und Büchern, die in weniger zugänglichen Zeitschriften und Verlagshäusern erschienen sind. Hierher gehören auch spanische und französische Goethestudien und Bücher, die schwer zu ermitteln und die auf dieser Seite des Ozeans gedruckt worden sind.

Im Zusammenhange mit dieser Bitte um Mitarbeit darf wohl darauf hingewiesen werden, daß es sich hier nicht nur um eine wissenschaftlich sehr wünschenswerte Vervollständigung des neuen Goedeke-Bandes handelt, sondern das eine Zusendung von Titeln — im Leipziger Falle — auch als eine wohlthuende Geste empfunden werden wird. Neues, auch noch unveröffentlichtes amerikanisches Goethematerial, das im Goethejahr zu erscheinen verspricht, wird von den Herausgebern dringend gesucht. Alle Mitteilungen, die in New Orleans ankommen, werden sofort kopiert und nach Leipzig weitergeleitet.

### Plan für die Goethe-Bibliographie 1949

1. Die Goethe-Gesellschaft Leipzig arbeitet seit Jahren an einer *Goethe-Bibliographie*, in der das gesamte Schrifttum, das sich mit Goethe und seiner Zeit beschäftigt, erfaßt werden soll. Die Bibliographie umfaßt sowohl die Goethe-Buchliteratur als auch die Goethe-Aufsätze aus Zeitschriften (wissenschaftlichen und populären) und Zeitungen.

2. Bis zum Jahre 1912 liegt diese Bibliographie vor in der 1910 bis 1912 erschienenen dritten Auflage des vierten Bandes von *Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* (Verlag L. Ehlermann, Dresden). Diese Bände sind seit Jahren völlig vergriffen.

3. 1940 gab die Goethe-Gesellschaft Leipzig unter dem Titel *Die Goethe-Literatur des Jahres 1940* eine neue Goethe-Bibliographie heraus, der 1942 ein zweites und 1943 ein drittes Heft folgten. Auch diese drei Hefte sind restlos vergriffen.

4. Schon 1941 entstand in Leipzig der Plan, die Lücke von 1912 bis 1940 durch systematische Sammelarbeit zu schließen. Diese Arbeit wurde auch sofort in Angriff genommen und hat durch den Krieg keinen Schaden erlitten, wenn sie auch durch ihn erheblich verzögert wurde. Jetzt soll sie mit allen Kräften vorwärts getrieben werden und als Fortsetzung der im „Goedeke“ vorliegenden Biographie im Verlag Ehlermann erscheinen. Über 300 Zeitschriften und Zeitungen müssen nach Goethe-Literatur durchforscht werden. Diese Zeitschriften sind in einer Liste zusammengestellt, die wir auf Wunsch denen gern zuschicken, die sich fördernd an unserm Unternehmen beteiligen wollen.

5. Wir bitten um Mitteilung von Buchtiteln, die eine Beziehung zu Goethe nicht direkt erkennen lassen, wie z. B. Türck: *Der geniale Mensch* (darin S. 117-152 *Goethes Selbstdarstellung im „Faust“*), oder Lüders, Else: *Die Sanders* (darin S. 70-105 *Beziehung zu Goethe*), oder Hefele: *Geschichte und Gestalt* (darin S. 9-112 *Goethes Lyrik*).

6. In die Goethe-Bibliographie werden aufgenommen: Goethe-Buchliteratur nach der Deutschen National-Bibliographie, Reihe A und B; Goethe-Aufsätze aus Zeitschriften und Zeitungen, aber nur größere, selbständige Arbeiten, also keine Zweitdrucke, keine Kurznotizen, keine Anekdoten (soweit es sich nicht um literarisch zu wertende Veröffentlichungen handelt), keine Theaterkritiken, keine Buchreferate und Rezensionen ohne selbständige Stellungnahme, keine Anzeigen von Neuerscheinungen, keine Abdrucke aus Goethes Werken.

7. Bitte für jeden Aufsatz einen besonderen Zettel im Format  $7\frac{1}{2} \times 12\frac{1}{2}$  (3 by 5 inches) auszuschreiben. Der Zettel muß enthalten: Angabe des Verfassers mit ausgeschriebenem Vornamen, Aufsatzüberschrift, Name, Jahrgang und Heftnummer der Zeitschrift oder Datum der Zeitungsnummer, Seitenangabe, z. B. S. 14-18 (aber nicht S. 14 ff.) und wenn möglich ein kurzer Hinweis auf den Inhalt des Aufsatzes.

Newcomb Coll., Tulane Univ.

—Erich August Albrecht

## BOOK REVIEWS

### Die Ästhetik der deutschen Frühromantik.

Von Paul Reiff. Herausgg. von Th. Geisendoerfer. The University of Illinois Press. Urbana, Illinois, 1946. 305 S. \$3.00

Im Jahre 1906 erschien, „aus dem Nachlaß herausgegeben“, das Buch eines Jungverstorbenen, Erwin Kirchers *Philosophie der Romantik*. Mit Leidenschaft wurden da die Gedanken der Frühromantik noch einmal durchgedacht und zu einer leuchtenden Morgenröte umgedichtet. Dieses Bild der Romantik, „wie es sich nur spiegeln konnte in der Seele eines Menschen, der selbst ein Romantiker war“, rechtfertigte gewiß die Herausgabe jenes bruchstückhaften Buches.

Außerlich ähnlich aber innerlich doch sehr verschieden liegen die Dinge, wenn jetzt eine Studie herausgegeben wird, die eigentlich gleichaltrig ist mit jenem Buche Kirchers, eine in den Jahren 1908-12 (in Illinois) geschriebene Studie des schon 1924 (in Chicago) verstorbenen Paul F. Reiff.

Ein Manuskript, das fünfunddreißig Jahre lang im Grabe lag! Über einen Gegenstand, dessen Literatur dann so zugenommen hat, daß J. Petersen einmal (1926) übertreibend sagen konnte, „daß die heutige Literaturgeschichte beinahe mit Romantikforschung gleichgesetzt werden kann.“ Unheimlich fremd und befremdend tritt einem dieses Gespenst eines Buches zunächst entgegen. Es erregt einen Widerstreit von Schauer und Neugier. Und wenn die Neugier schließlich siegt, so bleibt es eine leicht schauernde Neugier. Das Mumienhafte an diesem Buch ist nicht, daß es ein altes Buch ist, bewahre! Sondern daß es, vom Hauch so vieler Jahre unberührt, begraben lag, und nun auf einmal ausgegraben wird und eintreten soll in die Reihen der lebendig Wirkenden, als wäre es eines von ihnen.

Das Buch gehört in jenes Jahrzehnt der Forschung, das mit Ricarda Huchs kongenialer Neuwertung begann (1899) und über Joachimi und Kircher zu Walzels kleinem Buche führte. Stellt man Reiffs Schrift in jenen Kreis, so meint man, daß er diese ganze gleichzeitige Literatur überhaupt nicht kannte. So urteilte ja schon Walzel in den Jahresbe-

richten über Reiff — „daß auch andere sich mit der Frage beschäftigt haben, scheint er nicht zu wissen“ — als das Kapitel über „Plotin und Novalis“ umgeschrieben im *Euphorion* 19 (1912) erschien.

Der massive Inhalt des starken Buches ist auf fünf Hauptabschnitte (und 15 Kapitel) verteilt: 30 Seiten für „Die Grundlagen der romantischen Ästhetik“; 50 Seiten für „Die Entwicklung, die Quellen und das Wesen d. r. Ä.“; 70 Seiten für „Die romantischen Definitionen der Kunst“; 100 Seiten für „Die romantischen Ideale der Kunst und des Gemüts“; und 30 Seiten für „Die romantische Geschichtsbetrachtung“. Die eigentliche Struktur des Buches besteht aber nicht in diesem Schema, sondern in einer durchgehenden dreifachen Schichtung. Ein Drittel etwa setzt sich zusammen aus wörtlichen Zitaten aus allen theoretischen Schriften der Frühromantiker. Ebenso häufig aber werden Zitate nur in Reiffs Verkürzung und Paraphrase gegeben, und das macht das zweite Drittel aus. Das dritte endlich besteht aus Reiffs eigener Polemik gegen diese romantische Ästhetik. Der Wert des Buches liegt sicherlich in der ersten der drei Kategorien. Mit der zweiten weiß man nicht recht, was man anfangen soll. Aber die dritte, das sind nicht nur originelle Gedanken sondern Gedanken eines Originals.

Reiff hat sein Haus selbst gebaut. Es ist ein weitläufiges Museum. Und nun wandelt man neben diesem Kustoden durch sein Zitatenmuseum. Er ist ganz zu Hause und benimmt sich auch so. Er verhält sich unerschütterlich absprechend gegen alles, was er zeigt. Unsere Mißstimmung gegen ihn verwandelt sich in Mißtrauen. Man wünscht seiner üblen Laune zu entkommen, ohne sich die Schätze, die er verwaltet, ganz entgehen zu lassen.

Wie wohl dem Verf. in absprechenden Analysen wird, zeigt sich schon, wenn er in einem einleitenden Kapitel, „Romantische Charaktere“, auf F. Schlegel allein ebenso viel Mühe verwendet wie auf alle anderen zusammengenommen, und das wahrscheinlich, weil es von Friedrich schließlich heißen kann: „Von angebo-

renen und wirklichen Gaben kann man aber auch hier nicht reden.“

Überhaupt geht Verf. in der Zuteilung seiner Aufmerksamkeit mit der ganzen Selbstherrlichkeit des Eigenbrötlers vor. Von den 30 Seiten „Quellen der romantischen Ästhetik“ gehören 20 einer der fünf Unterabteilungen, „Plotin und Novalis“. Ebensolche bevorrechtete Stücke finden sich öfters. Von dem weitausgeführten Abschnitt „Begriff des Romantischen“ (118-134) dürfte man wohl sagen, was Verf. von dem berühmten Athenäumsfragment 116 behauptet: „daß es schwer fallen dürfte, einen ungereimten Schwulst zu finden.“

Es fehlt Verf. jede unmittelbare literarische Reaktivität. „Zieht man nun aus dem im Vorangehenden über die Struktur und Entstehung der ‚Hymnen‘ Gesagten den Schluß“ (!) „auf den symbolischen Charakter derselben, so ist dieser ein überaus einfacher: Von einigen Kleinigkeiten abgesehen fehlt den ‚Hymnen‘ von Novalis jede Symbolik.“ (S. 225)

So geht man neben diesem Sonderling her, in dessen Museum das nun alles tot und verstaubt aufgestellt ist. Es ist ein Museum aus der Blütezeit der Romantik, aber hier blüht nichts mehr als ein paar Stilblüten. Zuweilen verbeißen wir ein Lächeln, öfters ärgern wir uns, über die so gar nicht nachdenkbaren Assoziationen: dieser Mensch ist eine fremde Spezies, ein vorsündflutliches Ungetüm im Gefilde der modernen Ästhetik.

Und doch ist auch dieser Anachronismus von Publikation nicht wertlos. Rez. ist sich bewußt, daß er ihr nicht ganz gerecht wird. Es ist eben schwer, gegen Arroganz gerecht zu bleiben, selbst wo sie mit Gelehrsamkeit gepaart ist. Und Verf. besitzt wirkliche und weitverzweigte Gelehrsamkeit. Er besitzt auch ein unleugbares Geschick im Aneinanderreihen unzähliger Zitate oder Paraphrasen. Und in dieser Vollständigkeit und Ausschließlichkeit ist das Einfangen und Aufspießen all dieser leichtbeschwingten Romantiker-Äußerungen von niemand sonst betrieben worden. Und besonders in jetziger Zeit, wo deutsche Publikation noch so behindert und beschränkt ist, kann diese Veröffentlichung von Quellenmaterial sehr wohl verantwortet werden.

Der Herausgeber Th. Geissendoerfer hat den Fußnoten eine Auswahl einschlägigen Schrifttums beigegeben und

ein dankenswertes Personen- und Sachregister angefügt. Der gute Druck der University of Illinois Press enthält mehr Druckfehler als gewöhnlich.

—Norbert Fuerst

Indiana University.

### Ernst Jünger und die Problematik der Gegenwart,

Erich Brock, Benno Schwabe & Co., Basel, 1943; 5-22 pp.

### Ernst Jünger, Die Wandlung eines deutschen Dichters und Patrioten,

Karl O. Paetel, (Zweiter Band der „Dokumente des anderen Deutschland“, herausgegeben von Friedrich Krause), Verlag Friedrich Krause, New York, 1946; 6-76 pp.

Ernst Jünger ist in der letzten Zeit selbst über den deutschen Sprachraum hinaus ein wenig „Mode“ geworden, ein in mancher Hinsicht interessantes aber — so lange wir die Umriss seiner dichterischen und menschlichen Persönlichkeit nicht eindeutiger sehen können — doch auch nicht ganz unbedenkliches Phänomen. Man kann jedenfalls schon jetzt voraussagen, daß mit seiner zunehmenden internationalen Popularität eine immer intensivere und keineswegs immer sachliche Beschäftigung mit seinem Werk zu erwarten steht. Eines ist auf jeden Fall von vornherein zuzugeben: Jünger ist nicht nur einer der großen deutschen Stilisten unserer Zeit, er ist auch eine ihrer symptomatischsten Erscheinungen, ein Spiegelbild für die geistige Verwirrung und Verirrung Deutschlands in den vergangenen Jahrzehnten und — wenn wir die letzten Bücher Jüngers richtig interpretieren — möglicherweise ebenso ein Zeichen für dessen langsame Gesundung. Es wäre vielleicht gut, wenn die Kritik diese Symptomhaftigkeit seines Werkes klarer betonte und in ihm nicht immer nur den „Führer“ sondern ebenso den Ge-führten und Ver-führten mutiger ins Auge faßte.

Wahrscheinlich aber wird sich jede Auseinandersetzung mit Jünger noch auf Jahre hinaus bemühen, den großen Individualisten über alle Gebühr herauszustreichen und folgerichtig jede innere Beziehung zwischen ihm und dem Nationalsozialismus zu leugnen. Wir haben uns damit abzufinden, und es möge uns erlaubt sein, unsere Vorbehalte anzumelden. Wir dürfen aber erwarten, daß uns

endlich einmal erklärt wird, warum und wieso der Nationalsozialismus das Gedankensystem Jüngers – wenn es sich wirklich um ein solches handelt – so mühelos hat benutzen können; wir wissen ja doch aus der Geschichte zur Genüge, daß derartige Benutzungen niemals wirklich grundlos gewesen sind.

So viel ist aus der bisher vorliegenden Jüngerkritik ziemlich eindeutig klar geworden: entweder sieht man ihn als ein Glied in der Kette philosophischer Systeme, oder man bewertet sein Werk in erster Linie als Dichtung. Der philosophische Ausgangspunkt verlangt dann nach einer Betonung des Jüngerschen Frühwerkes, während die rein literarische Interpretation das Spätwerk notwendig gegen die theoretischen Schriften der früheren Jahre ausspielen muß. Denn ein Bruch zwischen beiden besteht – das läßt sich nicht wegargumentieren. Die einzige Frage, die über diesen Punkt noch möglich ist, ist lediglich die: wie weit das spätere Werk das frühere überwunden oder nur ergänzt hat.

Erich Brock hat in seiner kleinen Schrift – einem 1943 in Zürich gehaltenen Vortrag, offenbar einer Vorstudie zu seinem später erschienenen umfassenden Buch – das Problem Jünger natürlich nur von einer einzigen obgleich zentralen Stelle aus beleuchten können. Ihm kam es vor allem darauf an, Jüngers Position innerhalb der Geschichte der deutschen Philosophie zu bestimmen. Bei ihm also wird der Philosoph zu Ungunsten des Dichters betont und damit dem Frühwerk der Vorzug gegeben. Brock geht in dieser Stellungnahme so weit, daß er die späteren Bücher (*Auf den Marmorklippen, Gärten und Straßen*, etc.) geradezu ablehnt und in ihnen nichts sieht als geistige Umwege und Ausflüchte. Er sieht in Jünger vor allem den „echten Systemgeist am Werke“, und zwar den bedeutendsten seit Hegel. Sein nihilistisches und anti-bürgerliches System erscheint ihm dabei in geistiger Nähe zur Theologie Karl Barths und zur Phaenomenologie Heideggers.

Von hier aus setzt Brock sich dann mit dem dichterischen Spätwerk Jüngers auseinander und fragt, wie sich die zentralen Ideen seines nihilistischen Systems für ihn selbst bewährt haben. Das führt ihn zu dem Schluß, daß es doch immerhin auffallend sei, wie „dieser durchgebildete und gläubig aufgebaute Entwurf in den späteren Schriften Jüngers als ganzer

stillschweigend bei Seite gelegt“ sei. Er glaubt, hier die Resignation des Nihilisten erkennen zu können – eine Flucht in die Romantik, dürfen wir vielleicht der Deutlichkeit halber hinzufügen und dabei daran erinnern, daß auch Paetel von seinem so ganz anderen Gesichtspunkt aus auf stilistische Beziehungen zwischen dem Werk des späten Jünger und Hölderlin hinweist. Es steht für Brock fest, daß Jünger „auf allen reiferen Stufen seines Denkens“ – was immer eine solche reservatio bedeuten soll – „kein Nationalist“ gewesen ist – und deswegen auch kein Nationalsozialist. Als ob das eine unbedingt aus dem anderen folgte! Über die Beziehungen Jüngers zum Nationalsozialismus hat denn doch Rauschning, jedenfalls was diesen speziellen Punkt betrifft, klarer geurteilt, und auch Paetel, der gerade den Nationalisten und Patrioten in Jünger in jedem Augenblick betont, hat dazu durchaus Glaubwürdiges zu sagen.

Wenn Brock auf diese Weise als Philosoph an das Werk Jüngers herantritt, so spricht aus Paetel vor allem der einstige Freund und bewundernde Mitarbeiter – um nicht zu sagen: der „Jünger“ Jüngers. Für ihn waren die letzten Veröffentlichungen Jüngers so etwas wie eine Offenbarung, von der aus er, über die Jahre der Trennung durch die Emigration hinaus, zu den Ursprüngen des Jüngerschen Menschentums zurückgefunden hat. Obgleich er die Brocksche Studie ausdrücklich anerkennt, ist doch ihre beiderseitige Position, wie wir schon angedeutet haben, durchaus verschieden. Von der nihilistischen Philosophie Jüngers möchte er sich am liebsten ganz distanzieren, und mit dem *Arbeiter* weiß er augenscheinlich nicht viel anzufangen. Er rückt denn auch Jünger in eine andere geistige Nachbarschaft als Brock: in die D. H. Lawrence's, Laurence Sterne's, Kierkegaards, Kafkas und nur mit Vorbehalten in die der Existenzphilosophie und zwar „Jaspers mehr als Heideggers“. In der Wandlung zu den Schriften des späten Jünger sieht er in erster Linie „eine dialektische Akzentverschiebung in seiner Stellungnahme zur Umwelt“, die nicht – wie Rauschning prophezeit hatte – zu einer neuen, nachhitlerschen Form des Nihilismus geworden wäre, denn – so erklärt er – „der Weg zu den „Marmorklippen“ und zu „Gärten und Straßen“ führt nicht zur zweiten nihilistischen Welle, sondern zur

Rückbesinnung auf die Substanz, zur Wiederentdeckung des Freiheitsbegriffes, zum Widerstand der Herzen, nicht zur Aktion."

Wenn Paetels Darstellung im ganzen so überzeugend wirkt, dann liegt das wohl hauptsächlich daran, daß das persönliche Erlebnis der früheren Zusammenarbeit mit Jünger an dessen Zeitschriften die sachliche Erörterung von der ersten bis zur letzten Seite trägt. Was er zu sagen hat, ist freilich als eine leidenschaftliche Verteidigung Jüngers zu bewerten, und solche Versuche haben immer etwas Mißliches: man wird — um das französische Sprichwort zu modifizieren — den Eindruck nicht ganz los, daß „qui l'excuse, l'accuse“. Man muß über die militanten Manipulationen in seinem Buche (die Auseinandersetzungen mit den Gegnern Jüngers nämlich) hinweglesen, vor allem darf man sich nicht an der temperamentvollen Anhäufung von rhetorischen Fragen, ohne die es nicht abgeht, stoßen. Zu bedauern bleibt nur, daß diese geistigen Boxkämpfe eine wirklich in die Tiefe gehende Analyse verhindert haben, wie sie Brock dann in seinem 1945 erschienenen Buch, (*Das Weltbild Ernst Jüngers*, Darstellung und Deutung) doch geleistet hat.

Die wirklichen Vorzüge des Paetelschen Buches bestehen in der Hauptsache darin, daß es ihm gelungen ist, mit Hilfe eines rein deskriptiven Verfahrens die menschlichen und dichterischen Qualitäten Jüngers und seines Werkes herausgearbeitet zu haben. Und dazu eben war er wohl befähigt wie wenige außer ihm. Aber selbst wenn er uns versichert, daß in Jüngers Denken „die Magie von Krieg, Macht und Gewalt“ gebrochen sei, so hat er seinen Helden zwar in eine annehmbarere Gesellschaft gerückt als die ist, in der er uns bisher immer wieder erscheinen mußte — aber zu einem Demokraten hat er ihn damit doch noch nicht machen können.

—Wolfgang Paulsen

Smith College.

#### Abseits.

*Gedichte von Gustav E. Müller, Francke, Bern, 1946. 84 S. \$1.00*

Nicht das erste sondern das vierte Gedichtbändchen des Verfassers liegt vor. Doch hat man den Eindruck einer strengen Auswahl bei manchem der fünf gleichen Teile (mit etwa 5 Dutzend Ge-

dichten), „Natur“, „Gestalten“, „Sage und Geschichte“, „Stimmung und Besinnung“, „Laune“ — Teile die, wie die ganze Haltung, an C. F. Meyer gemahnen. An den Philosophieprofessor Müller in Oklahoma aber wird man nicht erinnert, außer daß man sich etwa freut an der soliden Gedanken-Untermalung jedes Gedichtchens.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr aufhalten soll, daß da die Sprache Rilkes, Georges und Morgensterns so selbstverständlich und unbekümmert aufklingt — oder daß in dieser ‚fremden‘ Sprache so Eigenwüchsiges so natürlich Laut-wird. Welch eine Reichweite von den Verlaine- und Dario-haften „Leisen Gitarren“ zu der feindseligen Heimatdichtung „Prairie“! Gern hätte man mehr von diesem provinzielleren Gewächs, während der Autor gar zu frei on Allerwelt heimset — und gar nicht „abseits“.

Vergleicht man dieses Bändchen mit einer repräsentativen zeitgenössischen Anthologie, etwa *De Profundis*, so will einen bedünken: an Können und Kultur übertreffen unseren Autor sehr wenige, aber viele an Körperlichkeit und Konkretheit. Also doch ein wenig „abseits“?

—Norbert Fuerst

Indiana University.

#### Mozart on the Way to Prague,

*Eduard Mörike. Translation and Introduction by Walter and Catherine Alison Phillips. Illustrations by Eliane Bonabel. New York, Pantheon Books. \$2.75*

Der Pantheon-Verlag, der schon so viel zum Bekanntwerden europäischer Literatur in Amerika beigetragen hat, bringt hier in einer wahrhaft bezaubernden Ausstattung eine Übersetzung von Mörikes Mozart-Novelle. Papier und Einband, Illustrationen zur Geschichte in einen träumerischen Rokokostil und eine etwas altertümelnde, immer würdige und genau treffende, gewandte Übersetzung machen aus dem Buch einen vollkommenen Geschenkband, mit dem neue Leser deutscher Literatur gewonnen werden können.

—Walter Naumann

University of Wisconsin.

#### The Proverb in Goethe,

*J. Alan Pfeffer, pp. 200, King's Crown Press, New York, 1948.*

The title which the author has chosen for his publication is somewhat mislead-

ing. One would expect an investigation into Goethe's use of the proverb; his possible preferences for adages of a certain provenience, of a certain pictorial pattern; an evaluation of the stylistic function of the proverb in his work; a discussion of the principles according to which Goethe remodelled traditional sayings for his use. Yet in a short introductory note on his method, the author makes it plain that nothing of this sort was intended. What he offers is an alphabetical list of proverbs to be found in Goethe's writings, and a juxtaposition of these adages with common sayings as gleaned from various *Sprichwörteransammlungen*, mainly K. F. Wander's *Deutsches Sprichwörterlexikon*. Such a compilation is certainly very useful, yet not more than raw material of which, we hope, the author will make good use in future more stimulating studies.

It is, of course, impossible to ascertain whether or not the author provides us with a relatively complete list. The zeal and diligence with which he has combed the Weimar edition (including Goethe's letters, diaries and accidental papers) are highly commendable. Still there are undoubtedly many omissions. The gravest one seems to me the failure to include among the 1246 items the motto of the fourth book of *Dichtung und Wahrheit* — the mottos of the first three books are listed — even if it may be impossible to determine the exact origin of *Nemo contra deum nisi deus ipse*. Even if the provenience cannot be ascertained, such a proverb should not be missing in the alphabetical index. (In this particular case, however, the author could have found valuable material in Adolf Grabowski's interesting article "Das Motto zum vierten Buch von *Dichtung und Wahrheit*", *Trivium*, III, iv).

At times we cannot help feeling that the author's definition of "proverb" is quite vague. Why should the adage *Man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten* (or any variation thereof) be dismissed as a "proverbial phrase" only (although Goethe, when using it, calls it a *Spruchwort*), while f. i. a much less proverbial dictum *Rathe sich jeder selbst* (No. 620) is admitted to the list? In general, however, the author has an understandable, though objectionable tendency to include much too much. An expression like *Jeder muß an die Reihe kommen* (No. 631) is a plain German

idiom, but not a proverb. In many entries (f. i. Nos. 402, 404, 474) Goethe's phrasings have no proverbial ring at all, and even if a simile can be found in *Wander*, it is unjustified to assume that Goethe consciously, or even subconsciously, used a proverb. Still more unconvincing are the numerous entries in which the cited proverb is only very remotely related to Goethe's statement, and, in some cases, actually expresses the opposite. (F. i. some samples of a very great number Nos. 70, 184, 289, 299, 306, 379, 478, 901). How can one possibly establish a parallelism between *Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr* and the popular saying *Lieb vermag viel, Gold noch mehr*? It seems a grave mistake, unfortunately only too frequent in this index, to be guided by the similarity of a few words and disregarding completely the meaning of Goethe's saying and the common adage respectively.

We are looking forward to the author's attempt to evaluate and interpret his lexicographical material. Yet we hope at the same time that he will be guided by circumspection and discrimination and spare us such rash and baseless remarks as the one at the end of his introductory text: that Goethe's was "a life devoted to the search for the profound truth of the thesis *vox populi, vox dei*."

—Oskar Seidlin

Ohio State University.

#### A Contemporary German Science Reader,

De Vries. Rinehart and Co., Inc., New York, 1948.

Teachers of scientific German have for some time felt the lack of a good new text. A number of excellent general scientific German textbooks were out of date even before the war; since then they have become so outmoded that it is discouraging to use them even with the most patient students. Professor De Vries' new book fills that lack admirably. The material is based on a published edition of a series of radio talks about recent scientific developments, mainly in Germany (up to 1942). While radio talks hardly constitute scientific literature such as college students are expected to study, let it be said with emphasis that the tone and material of these talks is well above that of the pop-

ular digest magazines, and the vocabulary and syntax are more than adequate to introduce second-year college students to scientific German. The subjects are given more detailed treatment than we are used to in radio talks, and written in a lively style which is an admirable compromise between the light essay and the heavy treatise. The material is very competently handled, probably by a staff of trained scientific journalists; certainly it shows none of the faded, monotonous dilution that we have come to expect of the "digests."

Seventy-five short selections, totaling 208 pages, are offered, averaging two and three pages each, with a few longer texts. The fields represented are biology, chemistry and physics, medicine and psychology, engineering and manufacturing, with miscellaneous articles under the heading "general science." The lexical material is divided into two parts. At the foot of each page are the words which occur only once, and at the end of the book is a general vocabulary of more frequent words, a procedure which will save the student a good deal of time. Although this reviewer made no systematic check of the definitions offered, the following caught his notice: *Waldgerecht* (p. 16, l. 1) and *Berieselung* (p. 116, ll. 8-9) are not explained, while the glosses for *Auflösungsvermögen* (p. 69), *Brennweite* (p. 71), *feinstkörnig* (p. 72), and *unübersehbar* (p. 80) are not entirely satisfactory. The sentence on page 81, ll. 14-17, seems to have lost a few words, probably in the original. Not one clearly typographical error caught the reviewer's eye.

A *Contemporary German Science Reader* may be recommended without reservation for introductory scientific German courses at college level. Intermediate and advanced courses cannot be taught adequately without the "raw" material from technical journals and treatises. Professor De Vries furnishes an unprecedentedly extensive bibliography (pp. 213-223) of just that advanced material which his excellent book does not pretend to give.

—Frederick R. Whitesell  
University of Wisconsin.

#### Il dramma di Margherita,

Carlo Rudino. *Interpretazione dal Goethe. Ceschima, Milano, 1947. 95 pp.*

From Italy an interesting little book

comes to us, the translation of the *Gretchen Tragedy* (second half of Part I), as a forerunner not only of the entire translation but also of an extensive study of *Faust*.

Carlo Rudino started his labors on *Faust* 14 years ago (probably as a consequence of Croce's polemics against Manacorda's translation, 1932), preceding from aesthetics and yet in opposition to them. The first pages are a treatise on aesthetics *in nuce*, salvaging the possibility of translation from Croce's verdict.

It is a successful translation into prose, neither unnatural nor drab, at the same time modern and eighteenth century — as if Alfieri had written prose, or Goldoni melodrama. The metrical parts, Margherita's songs, etc., stand out hardly more than in the original. The version does not misinterpret, and it mostly succeeds in recreating the same effects. The *Walpurgis Night's Dream* is in verse and is a *bravura* of the translator.

There is a freshness about both the author's introduction and his translation, that makes the publication of the entire study and the entire translation appear very desirable. It would be a beautiful gift of Italy to the world on the occasion of the Goethe bicentenary.

The present *Dramma di Margherita* proves a very satisfactory unit. It might even be a good idea to publish the rest in similar installments. A 'dramma d' Elena' (acts 2 and 3 of Parts II) would be a comparable unit and a comparable assortment of poetic and 'prosaic' elements. And the inexhaustible riches of Goethe's poem might be pointed out the more by such publication of its nearly self-sufficient parts.

—Norbert Fuerst

Indiana University.

#### Literatur als Geschichte,

Paul E. H. Lüth, Limes-Verlag, Wiesbaden.

A volume of more than 500 pages is supposed to be the latest history of German literature dealing with the period of 1885 to 1947.

A close investigative study of this book by Paul Rilla, published under the title *Literatur und Lüth, eine Streitschrift*, Verlag Bruno Henschel und Sohn, Berlin 1948, has revealed that Lüth drew upon Soergel's *Dichtung und Dichter der Zeit* as source material much more heavily than generally is permissible.

Lüth is furthermore accused of having devised a clever scheme of letting the authors criticise their own works, which scheme naturally lacks objective critical judgment but attracts the good will of the respective writers. Such an idea saved the young literary historian the trouble of reading most of the literature about which he wrote. Example: In Thomas Mann's *Der Zauberberg* Lüth talks about "die Asketin Naphta" who happens to be a Jesuit converted from his orthodox Jewish faith to rigid Catholicism. Caveat Lector!

—H. Barnstorff

University of Missouri.

**Mutterherzen. Jeremias Gotthelf als Deuter der Ehe,**  
von Fritz Rittmeyer. Zwingli-Bücherei,  
Zürich 1947.

The fine Swiss poet and prose writer, Fritz Rittmeyer, gives us here a sensitive analysis of Gotthelf's plots and characters by treating one favorite theme, that of the mother. Access to Gotthelf is not easy and the mysteries of his psychology have by no means been explored, but Rittmeyer manages, through the investigation of one major theme, to bring us closer to an understanding of this great epic poet. Compared with two other contemporaries, Balzac and Dickens, Gotthelf stands out as a stronger power, if not as a greater poet. His *Anne Bäbi Jowäger* reaches the greatness of the *Laxdaelar Saga*! some of his *Brautfahrt* stories are among the great works of humor. Had he written in French or English, Gotthelf would be an international celebrity. It is fortunate that the great Swiss edition of his works offers now an opportunity to become better acquainted with this important man of German letters. Rittmeyer's study is an ideal introduction.

—Heinrich Meyer

Muhlenberg College.

**"Der König in Thule" und die Dichtungen von der Loreley. Ein Essay.**

Ernst Beutler. *Goethe-Schriften, Erstes Heft.* Artemis-Verlag, Zürich, 1947.

There seems to be noticeable among some modern German literary historians a tendency away from an all-too "scientific" approach and, instead, toward a more appreciative "understanding" of literature, a literary phenomenology. One of the pioneers and respected leaders is

undoubtedly Fritz Strich; for even if his *Klassik und Romantik* should fall short as a scientific description of two actual historical movements, the reader will have had a better introduction to literary appreciation after reading his book than he would have had from a score of other scholarly theses. In more recent times the group around Emil Staiger of Zürich comes close to what in this country would be the "new critics" or in England the Scrutiny group. Beutler's well-written little volume in many respects fits into this line; the subtitle is perhaps indicative: it is not "eine Untersuchung" or "eine Studie", nor even "ein Vergleich", but "ein Essay".

The starting point is Beutler's attempt to date, practically to the day, the composition of Goethe's "Der König in Thule". To this reviewer Beutler is not very conclusive since his dating is predicated on the premise that "Der König in Thule" is a more perfect and hence later (!) version, so to speak, of "Geistesgruß" and, like it, inspired by Goethe's trip to the Rhine. Nor is this reviewer convinced, as Beutler seems to be, that "Der König in Thule" is directly related to, instrumental in, and responsible for, the inspiration of Brentano's "Lore Lay". Beutler then describes Brentano's restless anxiety, his feeling of lostness in his loves; love for Brentano became a curse, a lure, a conflict, a haunting necessity, and out of this mood and temper grew "Lore Lay". Beutler most illuminatingly (in the best tradition of Fritz Strich) contrasts the *klare Lebensgestaltung* expressed in "Der König in Thule" with the *Dämonie der Liebe* in "Lore Lay":

Sie [die Lore Lay] ist aus eigener Not Brentanos persönlichste Antwort auf Goethes Dichtung, ist der Widerklang der schweifenden Romantik auf Goethes feste Lebensführung. Im "König in Thule" ist nichts in der Welt als das Paar der Liebenden, eine heilige stille Flamme. In der "Lorelay" herrscht die Dämonie der Liebe als sprühendes Feuer, das alle Kreatur bedroht und jeden verzehrt, die Ritter und die Weltlichen, die Geistlichen, ja schließlich sich selber. Unbedingtheit in beiden Gedichten, dort in der Bindung, hier im Sich-Vergeuden. Und beidemale am Ende der Tod, dort krönend, hier erlösend.

After briefly discussing Eichendorff's and Loeben's versions, Beutler turns to

Heine and offers a perceptive and sensitive analysis. Neither loyalty, steadfastness, fidelity (as in Goethe's poem), nor magic charm and daemonic possessedness are the theme of Heine's poem, but rather a melancholic and somewhat disillusioned sadness — disillusioned also in the slightly ironical and somewhat coldly detached observation of the last stanza:

Ich glaube, die Wellen verschlingen  
Am Ende Schiffer und Kahn;  
Und das hat mit ihrem Singen  
Die Lorelei getan.

The poet stands on the side, observing an contemplating, but not stirred and affected in his innermost heart. We might add to Beutler's observations that Heine's enchantress has lost her soul and is remote, unconcerned, unfeeling; that for Brentano this creature conceived in the spirit of popular myth and superstition was something real, fascinating, dangerous, whereas for Heine she is a literary tale, a reminiscence lingering in his mind during the melancholic and darkening twilight-hour.

Goethe's, Brentano's, and Heine's poems are each inspired by the Rhine, show a certain resemblance of setting, and are related to each other by kindred motifs. Beutler has used them, with fine critical sense, to illustrate the differences in approach and outlook between the poets — differences that are characteristic also of their generations and of the literary movements to which they are affined.

—Ludwig W. Kahn

*The College of the City of New York.*

### Nietzsche und Burckhardt,

von Alfred von Martin. 3. veränderte und vermehrte Auflage. pp. 296. Ernst Reinhardt Verlag, Basel. 1945 frs 13.

Die umgearbeitete Neuauflage bildet die Krönung einer langen Beschäftigung mit J. Burckhardt und anderen Problemen des europäischen Humanismus. Der Verfasser benutzt vor allem die Ergebnisse seines während des Kriegs in Deutschland erschienenen Buchs *Die Religion in J. Burckhardts Leben und Denken*. Die Gegenüberstellung Nietzsches und Burckhardts als zweier gegensätzlicher Typen des humanistischen Kampfs gegen die Haltung und den Lebensstil des 19. Jahrhunderts ist ein wichtiger Beitrag zur Geistesgeschichte des jetzt zu Ende gegangenen bürgerlichen Zeitalters.

Hinter der gemeinsamen Gegnerschaft gegen die Ideale der Zeit: den Fortschrittsglauben, die Massendemokratie, die Erfolgsanbetung und die Verwechslung von Zivilisation und Kultur, erhellt von Martin die oft grundsätzlich verschiedene Position Nietzsches und Burckhardts. Obwohl die Absicht, die beiden als entgegengesetzte Typen aufzuzeigen, manchmal zu einer Überbetonung der verschiedenartigen Züge führt, bietet das Buch eine gründliche und scharfsinnige Verwertung der Burckhardt- und Nietzsche-literatur, vor allem des für die Spiegelung der Zeit so wichtigen Materials, das in Burckhardts Briefen und Historischen Fragmenten enthalten ist.

v. Martin läßt keinen Zweifel darüber, daß seine Sympathieen bei dem bodenständigen, traditionsgebundenen, konservativen burckhardtschen Typ liegen, und so viel treffende Urteile wir über Nietzsche hören, das Buch ist im wesentlichen ein Burckhardtbuch. Gegenüber der von Nietzsche verkörperten modernen Zwispältigkeit und Labilität steht der Basler Humanist als der Vertreter des geistigen und sozialen Gleichgewichts klassischen Menschentums, frei von Überspanntheit und Ressentiment; als der Bewahrer der zeitlosen und organisch gewachsenen Werte abendländisch christlicher Tradition; als der unerbittliche Kritiker einer lauten, verflachten, erfolg- und machtrunkenen Gegenwart, in vierfacher Frontstellung gegen das Bourgeoisideal des rastlosen Geschäftsbetriebs, gegen den zentralisierten und technisch durchorganisierten Machtstaat, gegen die wachsende Drohung der seit der Reformation und der Französischen Revolution entwurzelten und entfesselten Massen, und gegen die bei seinem großen Gegenspieler so betonte neuromantische Verherrlichung des Dynamismus und der an keine sittlichen Normen gebundenen Macht. Hinter den Göttern des Tags sieht sein Kassandrablick die lauernden Dämonen des kommenden Jahrhunderts der Anarchie und des Totalitarismus der *terribles simplificateurs*.

Gegenüber den geistigen, sozialen und politischen Einzelfragen der Zeit vertritt Burckhardts humanistisch und süddeutsch gemässigte konservative Haltung das Erbe Goethes und Metternichs. Verwurzelt in der Heimatstadt ist er zugleich ein guter Europäer, bewußtes Glied sowohl der deutschen wie der romanischen Kulturgemeinschaft. Basel und das ewige

Rom sind die Pole seines Daseins, wirklich und symbolisch.

—Felix M. Wassermann

*Southwestern at Memphis.*

**Walther von der Vogelweide, der Sänger des Reiches,**

*Sein Leben in seinen Werken. Hermann Harder. Leipzig, Philipp Reclam Jun. 1943. 197 S.*

Das kurze Werk wendet sich an die ganze deutschsprachige Welt und ist nicht als streng wissenschaftliche Arbeit gedacht. Es will nichts anderes sein als eine Lebensschilderung Walthers von der Vogelweide, abgeleitet aus seinen Dichtungen. Diese Aufgabe hat der Verfasser erfolgreich gelöst. Nur eine urkundliche Eintragung (aus dem Jahre 1203) enthält Walthers Namen, und seine dichtenden Zeitgenossen erwähnen ihn nur selten. Doch ist es möglich, Walthers Leben in zeitlicher Folge von Beginn bis Ende zu erzählen, vor allem deshalb, weil so viele seiner Gedichte zu den politischen Ereignissen der Zeit Stellung nehmen oder Bestimmtes über sein Verhältnis zur Umwelt und seine Wanderungen aussagen.

Obwohl der Hauptton auf Walthers Leben liegt, gibt das Buch dennoch einen guten Einblick in sein dichterisches Schaffen. Es ist dem Verfasser eben weniger darum zu tun, das Werk Walthers von der künstlerischen, formellen Seite zu betrachten, als uns dessen Rolle als dichterischen Kämpfer für das Reich, als politischen Dichter, darzustellen. Um den Inhalt der zitierten Gedichte zu unterstreichen, werden daher die meisten davon (ungefähr fünfzig) in Prosa wiedergegeben. Einunddreißig dieser Gedichte sind außerdem im Anhang in der Originalsprache abgedruckt.

Nach dem einführenden Kapitel, „Das Reich und der Sänger“, schildert der Verfasser die Jugend Walthers von der Vogelweide und sein Wirken an dem Hofe Wiens, wo er mit dem Minnedichter Reinmar von Hagenau in Berührung kam. Im Jahre 1198 mußte er Wien verlassen und wendete sich zum Hofe des Staufers Philipp von Schwaben, wo er sich schon mit dichterischem Wort und Gesang an dem politischen Geschehen der Zeit beteiligte. Später diente Walther vielen Herren von verschiedener

politischer Gesinnung, unter anderen dem Landgrafen Hermann von Thüringen, dem Markgrafen Dietrich von Meissen, dem Welfen Otto IV., dem Herzog Bernhard von Kärnten, und schließlich dem Staufer Friedrich II., doch blieb er dem Gedanken eines starken einigen Reiches treu und unterstützte stets den jeweiligen Kaiser in seinem Kampfe gegen Rom.

Aus den vielen Beispielen geht hervor, daß Walther, obwohl adligen Geschlechts, besitzlos war und mehr als einmal seine hohen Herren um Kleider anbetteln mußte. Immer wieder kehrte er nach Wien, das er liebte, zurück, in der Hoffnung dort endlich festen Fuß zu fassen, aber immer wieder enttäuschte Leopold VI. seine Erwartungen und zwang ihn auf neue Wanderungen zu ziehen. Kein Wunder, daß der alternde Dichter verbittert wurde und die Fürsten, die sich ihm gegenüber knauserig benommen hatten, zur Zielscheibe eines derben Spottes machte. Nicht immer war Walther der edle Dichter, er verstand zu hassen und diesem Haß beißende Worte zu verleihen. Doch behielt er stets eine zu hohe Auffassung von seiner Kunst, um sie zum Niveau der „höfischen Dorfdichtung“ eines Neidhart von Reuenthal herabzusetzen. Dieser Sprödigkeit ist es wohl zuzuschreiben, daß es ihm erst unter Friedrich II. gelang, eigenen Besitz zu erwerben. Obwohl er schließlich Lehensmann und beamteter Dichter des Reiches war, führte er dennoch kein zurückgezogenes Leben. Den Auftrag des Kaisers, dessen Sohn Heinrich, den jungen König von Deutschland, zu höfischer Dichtung und Art zu erziehen, nahm er gerne an — eine Aufgabe, die leider an der Torheit des wilden Jünglings scheiterte.

Obwohl die Arbeit Harders sich hauptsächlich auf die Schöpfungen Walthers von der Vogelweide stützt, hat er sie wissenschaftlich unterbaut mit Hilfe der Darstellungen von Wilmanns-Michels, Schönbach-Schneider, Carl von Kraus und Konrad Burdach.

Dieses Buch wird auch den jungen Germanisten anregen, indem es ihn in die Welt Walthers einführt und ihm das politische Geschehen der Zeit in fesselnder Weise erschließt.

—Gerd Gillhoff

*Adelphi College.*

*A Limited Supply . . .*

OF THE SPECIAL APRIL 1948 ISSUE OF  
**THE GERMANIC REVIEW**  
 IS STILL AVAILABLE AT A COST OF \$1.25 PER COPY



Because of the great interest in this issue, published in honor of Robert Herndon Fife, now retired after many active years as head of the Department of Germanic Languages at Columbia University, and editor of the *Germanic Review*, extra copies have been printed. They are available from Columbia University Press.

**THE GERMANIC REVIEW**

Columbia University Press

2960 Broadway, N. Y. 27

*Yearly subscription* .....\$5.00

*Single copies* .....\$1.25

**TABLE OF CONTENTS**

Volume XL

October, 1948

Number 6

Ein Denkmal des ewigen Deutschlands: Albrecht Haushofers	
„Moabiter Sonette“ / Felix M. Wassermann	305
Gattungstradition und Neugestaltung. Annette v. Droste-Hülshoffs	
„Die Judenbuche“ / Walter Gausewitz	314
Zum Problem der Arbeit bei Otto Ludwig, Gerhart Hauptmann	
und Georg Kaiser / F. W. Kaufmann	321
„Das Leben der schwedischen Gräfin von G.... A Critical	
Discussion / Katharine Russell	328
Der Dichter Hans Leifhelm / Ernst Waldinger	337
Das Schulheft des Dichters / C. F. W. Behl	345
Henry Janssen / Ernst Beutler	348
Unterricht und Erziehung / R. O. Röseler	353
News and Notes	357
Book Reviews	359